Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 19 Leipzig, den 11. Mai **1899**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Wie Jesus uns beten lehrt. Schluß — Bismarcks Gedanken und Erinnerungen: 4. Verhältnis zu Kaiser Wilhelm I.; 5. Gegnerschaft. Parteien. Oeffentliche Meinung; 6. Kulturkampf. Bismarck als politischer Lehrer seines Volks. Schluß — Die vierte Tagung der Freien kirchlich-sozialen Konferenz — Allein und Frei. Roman von Pantenius — Bücher und Schriften: Ahlfelds Predigten — Verschiedenes: Die deutsche Politik und das armenische Hilfswerk; Weiteres zur Beleuchtung der Lage in Oesterreich; Die Vorgänge nach dem Tode des Historienmalers Wislicenus in Goslar; Die Einladung zum zehnten Evangelisch-sozialen Kongreß; Quittung — Anzeigen

Wie Jesus uns beten lehrt

2

Und ich sage euch auch: Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan. Denn wer da bittet, der nimmt; und wer da suchet, der findet; und wer da anklopft, dem wird aufgethan. Luk. 11, 9 f.

Wir haben versucht, uns den Sinn dieser Worte unsers Heilandes unmittelbar aus der praktischen religiösen Erfahrung zu deuten. Da gewinnen sie Gestalt und Leben. Sie verlieren ihren bloß rhetorischen Schein; aber sie gewinnen unendlich an Kraft und Wahrheit. Auch die Reihenfolge der Mahnungen und Verheißungen rechtfertigt sich so. Gewiß, wenn wir eine theoretische Ordnung hineinbringen wollen, so muß zuerst vom Suchen und Finden, dann vom Anklopfen und Aufthun und zuletzt vom Bitten und Empfangen die Rede sein. Wenn aber der Heiland seinen eigentlichen Zweck praktisch und mit göttlicher Pädagogik erreichen wollte, so mußte er so reden, wie er gethan hat. Denn er will mit seinen Worten nicht nur den Seinen Luft machen, in jedem einzelnen Falle ihre Bedürfnisse bittend vor Gottes Angesicht auszusprechen, sondern er will alle irdischen Bedürfnisse der Seinen auf dem Wege des Gebets zu Mitteln rechter dauernder Gottesgemeinschaft machen: unsre Bedürfnisse sollen uns treiben, zu bitten um die notwendigen Gaben; und — wunderbar! — wenn wir das im Vertrauen auf seine Verheißung thun und eben deshalb unsern Gott suchen müssen, so finden wir unendlich viel mehr als die bloßen Gaben, deren wir bedürfen; wir finden unsers Gottes Haus und Herz, seine Nähe und seine Gemeinschaft. Sobald man in der Wirklichkeit des Lebens Ernst macht mit Jesu Worten, kommt man wie von selbst zur Erfahrung ihrer Wahrheit und unerschöpflichen Bedeutung. Darum heißt es bei diesen seinen Mahnungen und Verheißungen: klügle nicht theoretisch darüber, — denn es sind keine Thesen für eine theologische Diskussion —, sondern versuche sie in der Praxis deines Lebens anzuwenden; da wirst du sehen, daß es göttliche Zusagen voll Geist und Leben sind. Die langen Verhandlungen vor Gottes Thür führen zu nichts; fasse dir ein Herz und klopfe an! Und damit du an der richtigen Thür anklopfst, so suche! Hast du aber gefunden und angeklopft und bist du aufgenommen, so wird dir das Bitten nicht schwer werden — vielleicht freilich wird der Ton und Inhalt deiner Bitten in der heimatlichen Luft deines Vaterhauses erheblich anders sein, als du es draußen in der Wüste oder auf der Landstraße dachtest.

So versteht es sich von selbst, daß der Heiland nicht etwa die Erfüllung jedes einzelnen Wunsches, den wir haben und äußern, uns verheißt; und ebensowenig will er sagen, daß Gott uns nur dann gute Gaben giebt, wenn wir ihn ausdrücklich darum bitten — es bleibt vielmehr dabei, daß wir allezeit, wenn wir bitten, erhöret werden weit über unser Bitten und Verstehn, und daß Gott gute Gaben giebt auch allen bösen Menschen. Aber was soll es nun, wenn der Heiland dasjenige, was er eben als eine Ermahnung und Verheißung ausgesprochen hat, nun noch einmal wiederholt als Begründung: denn wer da bittet, der nimmt, und wer da suchet, der findet, und wer da anklopft, dem wird aufgethan? Ist das nicht eine ganz hinfällige und sinnlose Argumentation — wie die Logiker sagen, eine petitio principii, d. h. die leichtfertige, von vornherein erfolgende Annahme dessen, was erst bewiesen werden soll? Und ist es denn überhaupt im Leben thatsächlich immer so, daß der Bittende empfängt, der Suchende findet und dem Anklopfenden aufgethan wird? Ist nicht vielmehr das gerade Gegenteil der Fall? Und andrerseits, wenn es dennoch wirklich so wäre, wozu brauchte man dann die Mahnung und die Verheißung? Es würde sich ja Alles ganz mechanisch von selbst machen, oder, wer einigermaßen klug wäre, würde von selbst bitten, suchen, anklopfen. Was sollen wir darauf antworten?

Zunächst dies, daß der Heiland weder dazu gekommen ist, den Menschen Dinge zu sagen, die nichts andres als Binsenwahrheiten wären, noch gewohnt gewesen ist, leichtfertige Behauptungen aufzustellen. Aber ebensowenig hat er in der Regel daran gedacht, seine Worte logisch oder theoretisch zu beweisen. Dann aber haben wir, um ihn recht zu verstehn, auf zwei Punkte zu achten, die eigentlich sehr einfach und elementar sind, aber bei der Auslegung seiner Worte doch nur zu oft vergessen werden.

Erstens nämlich redet der Heiland gar nicht so im Allgemeinen vom Bitten, Suchen, Anklopfen, sondern von dem Bitten, Suchen und Anklopfen bei Gott, bei dem Gott, den er selbst kennt als seinen Vater, und den er den Seinen offenbart als ihren himmlischen Vater. Eben weil er weiß, daß der lebendige Gott der barmherzige, gütige Vater ist, kann er das heilige Gesetz als unverbrüchlich aufstellen, daß dieser väterliche Gott allezeit giebt denen, die ihn bitten, sich finden läßt von denen, die ihn suchen, und aufthut denen, die bei ihm anklopfen. Die folgenden Worte des Herrn zeigen das ganz deutlich: wenn irdische Väter, wiewohl sie sündig sind, ihren Kindern gute Gaben geben, wieviel mehr der vollkommene Vater im Himmel. Ein rechter Vater wird sich seinem suchenden Kinde zeigen, wird es bei sich aufnehmen und seinen Bedürfnissen abhelfen; mit derselben, ja mit noch unendlich viel größerer Sicherheit wird der lebendige Gott den Suchenden, Bittenden, Anklopfenden seine Güte zuteil werden lassen.

Zweitens aber sollte man nie vergessen, wer diese Worte spricht, und wie von seiner Person aus heilige, göttliche Kraft sich in diese Mahnungen und Verheißungen ergießt. Es ist ja richtig, daß wir nie genug die Worte Jesu auch an sich und nach ihrem reinen, sachlichen Inhalt untersuchen können; denn von seinem klaren, deutlichen Wort ist das rechte Verständnis

seiner Person und seines Werkes abhängig. Aber wenn man bei der Auslegung seiner Worte mehr oder minder vergißt, was für eine Person und was für eine Wirksamkeit hinter jedem dieser Worte steht, so kann man weder den Inhalt und Sinn noch das Ziel und die Kraft seiner Worte recht verstehn. Er hat eben eine ganze Reihe von Worten gesprochen, die er allein unter allen Menschen sprechen konnte, und kein einziges Wort seiner öffentlichen Wirksamkeit darf mit der kleinen Elle des heutigen Durchschnittsmenschen gemessen oder allein mit der Brille des dogmatischen oder kritischen Theologen angesehn werden. Denn Jesus war weder ein Durchschnittsmensch noch ein Theologe, sondern ein Prophet und der Sohn Gottes. Nicht umsonst heißt es nach dem Schluß der Bergpredigt von ihm, daß er geredet habe „wie einer, der Vollmacht hat, und nicht wie die Schriftgelehrten.“ Darum müssen wir von seiner Person aus seine Worte verstehn. Oder ist es etwa sonst im menschlichen Leben einerlei, ob ein Sachverständiger urteilt oder ein Laie, ob ein Virtuos oder ein Dilettant, ob einer aus Erfahrung redet oder rein nach der Theorie, ob jemand Beruf und Amt hat für das, was er sagt, oder nicht? Klingt nicht dem Kranken die gleiche Aeußerung aus dem Munde eines Arztes ganz anders als aus jedes Laien Munde? Hängt nicht der Wert jeder Predigt, jedes Mahnwortes und Trostwortes, ja letzthin jedes Wortes überhaupt von dem Wesen und Charakter dessen ab, der predigt, mahnt, tröstet, redet?

Nun wohl, von hier aus gewinnen auch Jesu Worte über das Bitten neues Licht. Es sind nicht schwächliche Ermahnungen, gestützt auf logische Argumentation, und halbrichtige Verallgemeinerungen von Erfahrungssätzen, sondern es sind prophetische Verheißungen, erprobt in eigner, heiliger Erfahrung und steter Gottesgemeinschaft, als heilige Ordnungen und Gesetze verkündet mit der Vollmacht des eingeborenen Sohnes; es sind Offenbarungen wahrhaftiger Gotteserkenntnis, den lernenden Gläubigen verständlich gemacht durch den Hinweis auf die tiefsten und geistigsten Verhältnisse und Erlebnisse des natürlichen Lebens. Oder wer anders konnte und durfte mit solcher souveränen Bestimmtheit über Gottes Gesinnung und Handlungsweise bindende und verpflichtende Aeußerungen thun als allein der eingeborene Sohn? Nicht umsonst hat der Herr immer wieder seinen Worten dieselbe Einleitung vorausgeschickt, die auch seinen Verheißungen für das Bitten vorausgeht: Ich sage euch. Weil Er es gesagt hatte, haben seine Jünger seine Worte für wert gehalten, sie nicht bloß zu hören, durchzudenken und zu überliefern, sondern vor allem sie praktisch zu erproben und zu verwirklichen.

Als ein Gesetz des religiösen Lebens hat der Heiland mit der unbedingten, autoritativen Sicherheit des eingeborenen Sohnes es verkündet: „Wer Gott bittet, der empfängt; wer Gott sucht, der findet ihn; wer bei Gott anklopft, dem wird aufgethan!“ Uns aber will er Lust machen, in seliger Erfahrung die Verheißung und den Segen dieser göttlichen Ordnung in unser Leben aufzunehmen: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan!“

Bornemann

Bismarcks Gedanken und Erinnerungen

4. Verhältnis zu Kaiser Wilhelm I.

Die schwerste Probe seines Verantwortlichkeitsgefühls hat Bismarck seinem Kaiser und König selbst gegenüber durchzumachen gehabt.

Die Zeichnung Wilhelms I., die das vorletzte Kapitel giebt, ist von wahrhaft herzerhebendem Schwung. Bismarck kann sich nicht genug thun, die edeln Eigenschaften seines alten Herrn zu schildern und seiner persönlichen Liebe und Verehrung für ihn Ausdruck zu geben.

Trotzdem hat das Verhältnis zum König für Bismarck zunächst herbe Kämpfe gebracht. Die volkstümliche Vorstellung von einer ungetrübten Freundschaft zwischen König und Minister ist nicht begründet. Die letzten Jahre haben reichlich Material gebracht, aus dem sich das ergiebt. Erich Marcks hat in seinem „Kaiser Wilhelm I.“ (3. Aufl. 1899) soviel ich weiß den ersten

ausgezeichneten Versuch gemacht, das Verhältnis in seiner Entwicklung zu zeichnen. Er führt aus, wie es zunächst darauf beruhte, daß der König fast widerwillig nach Bismarck als dem letzten Mittel gegriffen habe, wie er lange Zeit dem „dämonischen“ Mann — das Wort in seinem klassischen Sinn genommen, dem „übermenschlichen“, dem Mann der unheimlichen Kraft — innerlich fremd gegenübergestanden, sich aber von der Gewaltsamkeit und Genialität Bismarcks doch immer wieder habe fortreißen lassen und ihm dabei auch innerlich, wenngleich langsam, nachgekommen sei, indem er die Impulse des großen Ministers verarbeitet und sich dabei doch jeder Zeit selbst behauptet habe, bis nach der ganzen Reihe von mächtigen Erfolgen und gewaltsamen Umschwüngen auch im Innern seit etwa 1880 das Verhältnis jene Gestalt angenommen habe, die einzig in ihrer Art immer die stolzeste Erinnerung der Nation an ihre größte Zeit bleiben wird.

In der That bestätigen die Erinnerungen Bismarcks durchaus diese Auffassung. Die Grundlage seines Einflusses auf den Herrscher ist nach Bismarcks wiederholter Aussage die Schule der Ereignisse, die der König seit der Regentschaft hatte durchmachen müssen, der Zusammenbruch aller bisherigen Versuche. Was aber Bismarck seine Stellung erschwerte, das war nicht bloß die Feindseligkeit der Königin, die sofort eintrat und bis zuletzt anhielt, auch nicht bloß der Einfluß, den sie auf ihren Gemahl ausübte — von Beidem wird noch die Rede sein —, sondern vor allen Dingen das eigentümliche Wesen des Königs selbst. Er hatte eine starke Neigung, die Staatsgeschäfte persönlich und allein auf sich zu nehmen, wichtige Fragen persönlich zwar nicht zu entscheiden, aber doch zu verhandeln, und Bismarck sah darin nicht nur einen Verstoß gegen den Geist der Verfassung und einen Fehler, sofern dabei unter Umständen die Deckung, mit der die Majestät zweckmäßigerweise umgeben sei, verloren gehe, sondern — er spricht das freilich nicht aus, aber man kann es zwischen den Zeilen deutlich lesen — er hatte auch nicht den festen Glauben, daß der König im Augenblick immer die sichere und schnelle Erkenntnis der Lage und der Mittel fände, die not thaten. So deutet er es z. B. bei der Gasteiner Zusammenkunft mit Franz Joseph an, so vor allem bei den Emser Verhandlungen mit Benedetti.

Es kommt dazu, daß gerade ein Teil der edelsten persönlichen Eigenschaften des Königs für einen Staatsmann wie Bismarck eigentümliche Schwierigkeiten bereiten mußten. Dem absoluten Egoismus, der in der Politik nur den Nutzen des eignen Staats als Norm kennt, der blitzartigen Schnelligkeit des Entschlusses, der stürmischen Kühnheit und Gewaltsamkeit, mit der die Mittel für die Ziele gewählt und die Richtung der Politik verändert, die leidenschaftlichsten Wünsche der öffentlichen Meinung mißachtet, ihre zähen Massen erregt oder plötzlich gezügelt und stillgestellt werden sollten, dem allem trat ein bedächtiger Sinn entgegen, der zwar auch ganz durchdrungen vom Recht des eignen Königtums wie des preußischen Staats und absolut furchtlos den Kämpfen entgegenging, der aber doch viel langsamer in seinen Entwicklungen war, viel scheuer den formalen Rechten Andrer gegenüber, viel gebundner durch väterliche und altpreußische Traditionen wie durch die Gemeinschaft dynastischer Interessen, viel mehr bestimmt durch Erregungen des Gefühls. Es ist ganz bezeichnend, wie derselbe König, der in der schleswig-holsteinischen Frage der ausschließlich preußischen Politik des Ministers die Frage entgegenstellt: „Sind Sie denn nicht auch ein Deutscher?“ später im Jahre 1870 sich leidenschaftlich gegen den Kaisertitel sträubt, weil er den preußischen König nicht in die zweite Stelle schieben lassen will. Beidemal sind es bei Bismarck lediglich Motive der praktischen Notwendigkeit, beim König dagegen Gründe des Gefühls, das nicht nach vorwärts, sondern nach rückwärts schaut.

Dieses starke Gewicht des Gefühlsmoments in der politischen Haltung des Königs hebt Bismarck öfters hervor, aber nicht minder, daß er mit seinem ungewöhnlichen Maß von gesundem Menschenverstand sich in der Regel die ihm ursprünglich fremden Gedanken assimilirt habe.

Zunächst konnte Bismarck wieder der Erziehung durch die Thatsachen vertrauen, die schon vor seinem Eintritt den Boden

vorbereitet hatte. Sie setzt sich in der That unter Bismarck fort. Nur daß es nicht mehr Thatsachen des Mißlingens, sondern des ungeheuern Erfolgs sind. Auch hier wiederholt sich die Erscheinung, die schon hervorgehoben worden ist: auch der König wird durch das unaufhaltsame Vorwärtsschreiten, durch den hinreißenden stürmischen Zug der Bismarckischen Politik weitergezogen. Die größten Thatsachen, die das bewirken, muß Bismarck freilich dem König fast immer erst abgewinnen, ja zum Teil in schwerem Kampf abringen: das Fernbleiben vom Frankfurter Fürstentag, die schleswig-holsteinische Politik, den Krieg wie den Friedensschluß mit Oesterreich, die Indemnität, den Krieg mit Frankreich, den Kaisertitel, das Bündnis mit Oesterreich. Aber dann ist der König unter Umständen in der neuen Richtung sogar zum Teil weiter gegangen, als Bismarck wollte. Als Bismarck beim ersten Auftauchen der schleswig-holsteinischen Frage in einem Conseil den König aufforderte, die Herzogtümer für Preußen zu erwerben, erhob der Kronprinz verzweifelt die Hände zum Himmel, und der König ließ die Bemerkung nicht ins Protokoll aufnehmen, weil er, wie Bismarck vermutet, meinte, der Minister hätte „unter den bacchischen Eindrücken eines Frühstücks" gesprochen und werde froh sein, wenn die Auslassungen wegfielen. Aber nach dem Gasteiner Vertrag und der Besitznahme von Lauenburg fand der König solchen Geschmack an Eroberungen, daß er 1866 erheblich mehr verlangte, als Bismarck für gut hielt. So hatten die Thatsachen ihn gewandelt.

Doch Bismarck hat sich nicht immer damit begnügt, dem Kaiser die Entschlüsse durch Ueberreden und Ueberzeugen abzugewinnen: er hat in einzelnen entscheidenden Momenten Schritte gethan, ohne den König zu fragen, oder seinen Weisungen eine Wendung gegeben, die weit über das hinausführten, was der König wollte, bei denen es dann aber auch kein Zurückweichen mehr gab. So hat er es z. B. gehalten, als er die Kaiserwürde und das Bündnis mit Oesterreich durchsetzen wollte, so vor allem, als er das Telegramm Abekens aus Ems zur Emser Depesche umarbeitete.

Aber nicht immer waren so gewaltsame Mittel nötig. Vielmehr genügte in der Regel die psychologische Meisterschaft, mit der der Minister seinen Herrn zu fassen und, wie es der Kaiser selbst einmal dankbar ausgesprochen hat, zu leiten wußte.

Von dieser Meisterschaft — Bismarck bezeichnet sie fast ironisch als seine „höfischen Talente" — bringen die Erinnerungen das großartigste Beispiel in seinem Gespräch während der Fahrt von Jüterbogk nach Berlin, gleich am Anfang seines Ministeriums (vgl. Nr. 15, 345). Sie ist aber fast noch merkwürdiger bezeichnet durch eine Bemerkung, die gerade an Mißerfolge anknüpft, da der Kaiser heftig und ungerecht wurde:

> Auf mich haben Ausbrüche von Heftigkeit des Kaisers, die ich seltner erlebte als Roon, niemals contagiös, eher abkühlend gewirkt. Ich hatte mir die Logik zurechtgelegt, daß ein Herrscher, der mir in dem Maße Vertrauen und Wohlwollen schenkte, wie Wilhelm I., in seinen Unregelmäßigkeiten für mich die Natur einer vis major habe, gegen die zu reagiren mir nicht gegeben sei, etwa wie das Wetter oder die See, wie ein Naturereignis, auf das ich mich einrichten müsse; und wenn das nicht gelang, so hatte ich eben meine Aufgabe nicht richtig angegriffen.

Welch ungeheures Selbstgefühl liegt in diesen letzten Worten! Das Selbstgefühl eines Mannes, der seiner Erfahrung nach eigentlich Alles können müßte!

Szenen von leidenschaftlichem Widerstreben sind übrigens nach Bismarcks eignem Zeugnis selten gewesen. Sie sind aber darum nicht weniger bedeutsam. In Nikolsburg endigt der Kampf, der mit Bismarcks Weinkrampf begonnen hatte, schließlich mit so heftigem Weinen des Königs, wie es Bismarck nur einmal erlebt hatte, als er dem damaligen Prinzen das bittere Lied der Truppen aus dem Jahre 1848 vorlas (s. Nr. 16, 371), und mit einem Randbescheid, der darauf hinwies, daß ihn sein Ministerpräsident vor dem Feind im Stich gelassen und dadurch gezwungen habe, nach so glänzenden Siegen einen so schmachvollen Frieden anzunehmen.

Das letzte Mittel, das Bismarck bei solchen Differenzen einsetzen konnte, war die Kabinetsfrage. Sie hat zum letztenmal beim Abschluß des österreichischen Bündnisses, 1879, ihren Dienst thun müssen. Der Kaiser hat sie gewiß immer wie einen Zwang empfunden; er ist z. B. beim Bündnis mit Oesterreich nicht überzeugt worden, sondern hat nur nachgegeben. Aber das entscheidet eben bei ihm jetzt über Alles: ohne Bismarck kann er nicht mehr sein. Und er hat sich jedesmal so bezwungen, daß auch nach den leidenschaftlichsten Verhandlungen spätestens nach einigen Tagen das alte Verhältnis zu Bismarck wieder hergestellt ist.

Es ist klar: das politische Können Kaiser Wilhelms erscheint in Bismarcks Darstellung weniger groß, als es vielleicht Mancher sich gedacht hatte. Aber schließlich doch eben nur, wie man ihn an Bismarck mißt! Und um so höher steigt auch so wiederum seine sittliche Größe. Wir sehen, wie sein ganzes Herz an gewissen Anschauungen und Ueberlieferungen hing, wie er sich nur unter den schwersten Kämpfen von ihnen losriß, und wie er sichs dennoch abgewann, weil es sein mußte. Die rauhe Anschauung Bismarcks von der Pflicht des Staatsmanns, des Ministers wie des Königs, hat bei ihm schließlich doch immer gesiegt, wenn auch unter Schmerzen.

Und wie äußert sich Bismarck über jene Ausbrüche des Königs wie über seine eignen Siege?

> Von dem erwähnten Marginale des Königs, das mir der Kronprinz [in Nikolsburg] überbrachte, blieb mir als einziges Residuum die Erinnerung an die heftige Gemüthsbewegung, in die ich meinen alten Herrn hatte versetzen müssen, um zu erlangen, was ich im Interesse des Vaterlandes für geboten hielt, wenn ich verantwortlich bleiben sollte. Noch heute haben diese und analoge Vorgänge bei mir keinen andern Eindruck hinterlassen, als die schmerzliche Erinnerung, daß ich einen Herrn, den ich persönlich liebte wie diesen, so habe verstimmen müssen.

Und ein andermal:

> Ihm gegenüber lag mir persönliche Empfindlichkeit sehr fern, er konnte mich ziemlich ungerecht behandeln, ohne in mir Gefühle der Entrüstung hervorzurufen. Das Gefühl, beleidigt zu sein, werde ich ihm gegenüber ebenso wenig gehabt haben, wie im elterlichen Hause. Es hinderte das nicht, daß mich sachliche, politische Interessen, für die ich bei dem Herrn entweder kein Verständnis oder eine vorgefaßte Meinung vorfand, die von Ihrer Majestät oder von konfessionellen oder freimaurerischen Hofintriganten ausging, in der Stimmung einer durch ununterbrochenen Kampf erzeugten Nervosität zu einem passiven Widerstande gegen ihn geführt haben, den ich heut in ruhiger Stimmung mißbillige und bereue, wie man analoge Empfindungen nach dem Tode eines Vaters hat, in Erinnerung an Momente des Dissenses.

Gewiß läßt sich aus dem, was die Erinnerungen enthalten, das Verhältnis zwischen Kaiser und Kanzler nicht vollständig entwickeln. Bismarck schildert auch hier nur einzelne Momente und ruht dann bei dem aus, was schließlich das Ergebnis war. Aber man wird eben sagen dürfen, daß das doch nicht bloß die Frucht der letzten Jahre gewesen ist, sondern unter allen Differenzen und Verstimmungen der frühern Jahre schon vorhanden war und sich nur zuletzt rein durchgesetzt hat. Von dieser Höhe aus sieht Bismarck fast nur noch das Beglückende in dem Verhältnis zwischen ihm und seinem Herrn. Mit allem Nachdruck sagt er, solche Beziehungen, wie er sie zum Kaiser Wilhelm gehabt habe, seien nicht bloß staats- oder lehnsrechtlicher Natur, sondern persönlich. Sie wollen vom Herrn wie vom Diener erworben sein. Beim Kaiser ist es nach den Briefen, die dem Buch beigegeben sind, vor allem die unauslöschliche Dankbarkeit, sowie das unbedingte Vertrauen, das den Minister gegen alle Opposition wie gegen die eignen Bedenken hält; aber dann auch die gemütvolle Freundschaft: sie tritt in den Unterschriften mehreremale hervor und kommt auch darin zum Ausdruck, daß der König, der früher jede Anspielung auf die feindseligen Einwirkungen der Königin unbedingt abgelehnt hatte, in den letzten Jahren dem Kanzler gegenüber „kein Geheimnis mehr aus seinen häuslichen Beziehungen" machte und mit ihm beriet, „welche Wege und Formen zu wählen seien, um seinen häuslichen Frieden ohne Schädigung der Staatsinteressen zu schonen."

Es ist geradezu ergreifend, in welchem Maße der Kaiser die Dankbarkeit gegen seinen Kanzler ausspricht. 1872 schenkt er dem Fürsten eine Porzellanvase, eine dankbare Borussia darstellend, „die, so gebrechlich ihr Material auch sein mag, doch selbst in jeder Scherbe dereinst aussprechen soll, was Preußen Ihnen . . verdankt." Bei Bismarcks siebzigstem Geburtstag ist es Kaiser Wilhelms Freude, daß ein solcher Zug des Dankes und der Verehrung für ihn durch die Nation geht, und an Weihnachten 1883 gar schickt er ihm eine Nachbildung des Nieder-

walddenkmals als Erinnerung an eine Feier, „die hauptsächlich Ihnen galt." Neidloser und größer läßt sich im Munde eines Königs und Kaisers wahrlich Nichts denken! „Saulischer Eifersucht" war dieser Herrscher nicht zugänglich.

Er hatte das königliche Gefühl, daß er es nicht nur vertrug, sondern sich gehoben fühlte durch den Gedanken, einen angesehenen und mächtigen Diener zu haben. Er war zu vornehm für das Gefühl eines Edelmannes, der keinen reichen und unabhängigen Bauern im Dorfe vertragen kann. ... Nicht einen Augenblick kam ihm der Gedanke einer Eifersucht auf seinen Diener und Unterthanen in den Sinn, und nicht einen Augenblick verließ ihn das königliche Bewußtsein, der Herr zu sein, ebenso wie bei mir alle, auch übertriebne Huldigungen das Gefühl, der Diener dieses Herrn zu sein und mit Freuden zu sein, in keiner Weise berührten.

Das ganze Buch atmet das Bewußtsein des großen Mannes, daß ohne ihn das ungeheure Werk nun und nimmer geschehen wäre. Aber immer kehrt die Versicherung wieder, daß sein Wirken nur durch die sittliche Größe, die Treue und das Pflichtgefühl seines Herrn möglich gewesen sei. Es ist nicht die Schwäche, die den Gewaltigen gewähren läßt, sondern das sichere Bewußtsein davon, daß der Große neben ihm nichts sein will als Diener, daß er selbst also nicht bloß offiziell der Welt gegenüber, sondern auch in Wahrheit und vor sich selbst der Herr bleibt. Darin lag das ganz Echte dieses Verhältnisses; darum konnte es trotz aller Differenzen zu dieser einzigartigen Größe heranreifen.

5. Gegnerschaft. Parteien. Oeffentliche Meinung

Nur die Treue seines kaiserlichen Herrn und sein eignes Pflichtgefühl haben Bismarck so lange im Dienst gehalten. Bei seinem Rückblick auf die Vergangenheit schildert er daher auch die ganze unsägliche Fülle von Feindschaft, Haß, Opposition und Intrigue, mit der er den verzehrenden Kampf zu führen hatte, und aus seinen Worten klingen — nicht überall, aber doch bei einem Teil der von ihm erwähnten Personen — die vollen Töne des Zornes und Hasses, der Bitterkeit und Verachtung wieder, obwohl er nach dem Zeugnis des Herausgebers mit den Jahren immer milder geworden ist und auch bei der Durchsicht des Manuskripts die Ausdrücke scharf zu wägen und zu mildern bemüht war.

Von seiner Entlassung und den Erfahrungen der folgenden Jahre ist nicht die Rede. Die Erregung darüber ist ja öfters deutlich zu spüren, sie äußert sich in tief ernsten wie in bittern Bemerkungen. Vor allem hört man ihm aber an, wie ihn die unglücklichen politischen Wendungen der ersten Jahre erschüttert haben, welche schweren Sorgen ihm die Eigentümlichkeiten der leitenden Personen machen. Aber im übrigen ist, wie man hört, die ausführliche Geschichte dieser Zeiten in einem dritten Bande niedergelegt, der wohl noch nicht so bald erscheinen wird.

Unter den Gegnern nimmt weitaus den breitesten Raum die Kaiserin Augusta ein. Die schwersten Hemmungen, die aufreibendsten Kämpfe knüpfen sich für ihn an ihre unausgesetzte Feindschaft. Die Vergangenheit zittert hier stärker nach als sonstwo. Und doch ist der letzte Eindruck anders als bei andern Gegnern oder bei den feindseligen Parteien. Ihnen gegenüber bricht der alte Ingrimm, die volle Verachtung durch. Die Erinnerungen an die Kaiserin dagegen klingen nicht nur in dem versöhnenden Dankesbriefe aus, den sie ihm nach des Kaisers Tode geschrieben hat, sondern man hört auch aus der Schilderung der Kämpfe heraus immer ein Gefühl des Respekts, der nicht nur der Königin, sondern auch der Kraft der hohen Frau gilt; es ist zugleich, als ob hier das erhebende Bewußtsein, schließlich doch Sieger geblieben zu sein, die Erinnerung an die verzehrenden Kämpfe verklärte. Man fühlt beinahe ein fröhliches Wohlgefallen heraus, wenn er erzählt, wie er während des Kulturkampfs eines Morgens sich beim Kaiser über „eine höfische Demonstration" beschwert, der Kaiser seine Beschwerde bei der Kaiserin vertreten hatte, und er nun am selben Abend im Palais die Kaiserin bat, den kränklichen Gemahl nicht zwiespältigen politischen Einwirkungen auszusetzen:

Diese nach höfischen Traditionen unerwartete Andeutung hatte einen merkwürdigen Effekt. Ich habe die Kaiserin Augusta in dem letzten Jahrzehnt ihres Lebens nie so schön gesehen, wie in diesem Augenblicke; ihre Haltung richtete sich auf, ihr Auge belebte sich zu einem Feuer, wie ich es weder vorher noch nachher erlebt habe. Sie brach ab, ließ mich stehn und hat, wie ich von einem befreundeten Hofmanne erfuhr, gesagt: „Unser allergnädigster Reichskanzler ist heute sehr ungnädig."

Bismarck schildert sie als eine temperamentvolle Frau, die nur ihre eigne Autorität gelten lassen wollte und daher bei jeder Wendung der Politik in Opposition stand, mit Ausnahme der Anfänge der neuen Aera, deren Träger „ihr Ministerium" bildeten. Einen zweiten Hauptzug in ihrer Art findet er in ihrer kleinstaatlichen und kleinstädtischen Herkunft begründet: sie habe von daher immer den Eindruck bewahrt, daß Franzosen und vollends Engländer den Deutschen überlegen seien und ebenso, daß Katholisch vornehmer sei als Evangelisch. Ihr Leben am Rhein habe dann ihre katholischen Sympathieen derart entwickelt, daß sie zumal im Kulturkampf für alle gegen Bismarck feindseligen Elemente, deutsche wie französische, den „Krystallisationspunkt" abgegeben und des Kanzlers Nerven auf die schwerste Probe im Leben gestellt habe.

Ihr Einfluß auf den Kaiser, den sie sehr methodisch gegen Bismarck zu betreiben wußte, beruhte vor allem auf ihrer überlegnen und beredten Kritik, die ihr Gemahl fürchtete und von der er sich erst allmählich zu emanzipiren begann, wie er als Herrscher positive verantwortliche Entschlüsse treffen mußte. Aber bis zum Schluß blieb noch ein zweites Moment beim Kaiser wirksam, die Unlust, sich durch die Unzufriedenheit der Kaiserin den Frieden, die Ruhe und gewohnte Ordnung seiner Häuslichkeit stören zu lassen. Es ist schon erwähnt, daß er in spätern Jahren darüber mit Bismarck selbst sprach:

„Der Feuerkopf," pflegte der hohe Herr in vertraulichen, aus Verdruß, Respekt und Wohlwollen gemischten Stimmungen die Gemahlin zu bezeichnen und diesen Ausdruck mit einer Handbewegung zu begleiten, die etwa sagen wollte: „Ich kann nichts ändern."

Es führte zu weit, auch auf die andern Gegner wie auf die Mitarbeiter einzugehen. Ich spreche nur noch von seinem Verhältnis zu den Parteien.

Wer die Aeußerungen Bismarcks über Monarchie und Revolution zusammenhält, gewinnt wohl ohne weiteres den Eindruck, daß ihm weder die Monarchie der letzte Zweck, noch die Revolution um ihrer selbst willen verwerflich war. Wie er sich über das Legitimitätsprinzip der Romantiker an Friedrich Wilhelms IV. Hof lustig gemacht hat, so hat er in den kritischsten Zeiten seiner Politik die Revolution selbst in Deutschland, wenn auch unter preußisch-monarchischer Führung, als letztes Mittel in Aussicht genommen. Vielmehr erscheint ihm die Monarchie als die Verfassung, die den Zweck des Staats zu erhalten am geeignetsten ist, Revolution und Demokratie dagegen als die Mächte, die ihn am sichersten zerstören. Denn die Monarchie bietet am ehesten die Möglichkeit, daß die Männer ans Ruder gebracht und gegen alle parlamentarischen Majoritäten wie die öffentliche Meinung daran gehalten werden, die imstande sind, die Politik wirklich zu leiten. Denn dabei bleibt es immer: die Politik kann nur Einer machen; nur so werden die Kräfte auf den einen Punkt einheitlich gelenkt, nur so die Maßregeln rasch und kraftvoll, vorsichtig und beweglich ergriffen werden, nur so erwächst auch das wirkliche Gefühl der Verantwortlichkeit. Mit einem Wort: nur in der Monarchie ist Raum für die Wirksamkeit der sittlich wie intellektuell großen Persönlichkeit. Dagegen sieht Bismarck das sichre Verderben des Staats in dem, was ihm das Wesentliche an der Revolution ist, dem Eingreifen der rohen Kräfte, dem Geschrei der novarum rerum cupidi. Immer wird in ihrem Gefolge eine Unruhe der Entwicklung sein, der so gewichtige Massen wie staatliche Gemeinwesen nicht folgen können, ohne in ihrem Organismus geschädigt zu werden. Denn solche Massen können sich nur mit Vorsicht bewegen, da die Bahnen, in denen sie einer unbekannten Zukunft entgegengehen, keine geglätteten Eisenschienen haben. In der Demagogie aber entscheiden auf die Dauer immer die radikalen Elemente, die selbstsüchtigen Redner, die die Fähigkeit, urteilslose Massen zu belügen, in höherm Maße wie Andre besitzen.

Alle diese Erscheinungen sieht er sich fortsetzen in den Parteien. Hier wie dort wird das Ergebnis durch dieselben Faktoren bestimmt, den Ehrgeiz und das Geschick der Führer und die Unselbständigkeit, Urteilslosigkeit und Arbeitsscheu ihrer

Gefolgschaften, die ihnen als Mittel zur eignen herrschenden Stellung dient. Die meisten Fraktionsmitglieder, meint er, seien wie die meisten Bekenner verschiedner Konfessionen: sie wären in Verlegenheit, wenn sie die unterscheidenden Merkmale ihrer Ueberzeugung den andern konkurrirenden gegenüber angeben sollten. Der eigentliche Krystallisationspunkt unsrer Parteien sei nicht ein Programm, sondern eine Person, ein parlamentarischer Kondottiere, „die Frage: Kephisch oder Paulinisch?" Daher wiederholt er diesen Parteigefolgschaften gegenüber zweimal das Wort des Shakespearischen Koriolan: Get you home, you fragments!

Schon in den fünfziger Jahren ferner hat Bismarck sich nicht genug thun können, seine Verachtung gegen die öffentliche Meinung auszusprechen, den Lärm der Massen und größern Städte, der Presse, Vereine, Schützenfeste und Parlamente. Seine Erfahrungen in der schleswig-holsteinischen Frage haben diese Verachtung der „öffentlichen Dummheit" noch verschärft. Seine Erinnerungen durchzieht demgemäß das stolze Gefühl, sein Werk durchgesetzt zu haben der öffentlichen Meinung und ihren Parteien zum Trotz.

Gewiß hätte Bismarcks Werk trotz aller äußern Machtmittel auf thönernen Füßen gestanden, wenn es nicht das leidenschaftliche Verlangen der Nation erfüllt hätte, wenn sein Werk der öffentlichen Meinung nicht nur in den Mitteln, sondern auch im Ziel selbst so entgegengetreten wäre, wenn seine Schöpfung nicht gesünder, kräftiger, lebensfähiger gewesen wäre, als die Besten es geträumt hatten.

Dieses Gewicht der öffentlichen Meinung übersieht aber auch Bismarck nicht. Immer wieder spielt es auch nach den Erinnerungen in seinen politischen Berechnungen eine Rolle: 1866, bei der luxemburgischen Frage, bei der Entscheidung für den Krieg 1870, wie bei der Vorbereitung des Kaisertitels, beim deutsch-österreichischen Bündnis und sonst. Immer rechnet er, wie die öffentliche Stimmung erregt oder gelenkt, jedenfalls aber als Kraft und Macht verwertet werden könne und müsse. Er weiß wohl, was er an ihr haben kann, wenn er ihren Wind in seine Segel bekommt. So rechnet er nicht nur mit den physischen Kräften, sondern auch mit den psychischen Stimmungen der Nation. Es ist, wie er in seiner Rede vom 6. Februar 1888 vom Krieg gesagt hat:

„Ein Krieg, zu dem wir nicht vom Volkswillen getragen werden, der wird geführt werden, wenn schließlich die verordneten Obrigkeiten ihn für nötig halten und erklärt haben; er wird auch mit vollem Schneid und vielleicht siegreich geführt werden, wenn man einmal Feuer bekommen und Blut gesehen hat. Aber es wird nicht von Haus aus der Elan und das Feuer dahinter sein, wie in einem Krieg, in dem wir angegriffen werden."

Er hat damals klar ausgesprochen, daß das ganze Gewicht der Imponderabilien schwerer wiege als die materiellen Gewichte. Wie hätte er auch anders denken können, er, der große Meister der Psychologie. Aber als der Meister der Politik kann er sich auch von den vorherrschenden Stimmungen nicht führen lassen, sondern muß sich vorbehalten, seinen Weg zu gehen auch gegen sie, und muß hoffen, auch bei konträrer Fahrt sie zuletzt zu gewinnen oder zu beherrschen durch den Erfolg, d. h. durch sein Werk neue und stärkere Imponderabilien zu schaffen. So ist es aber auch gekommen, in der äußern Politik bis 1866, in der sozialen wie in der Wirtschaftsreform und wie oft sonst!

Bismarck hat zudem, wenn er von der öffentlichen Meinung verächtlich spricht, nicht sowohl die tiefwurzelnden idealen Anschauungen und Kräfte des Volkslebens im Sinne, sondern das, was sich an die Oberfläche drängt, das Geschrei, die Emotionen der Presse, der Redner, der Parlamente. In der Konfliktszeit z. B. hat er ja immer auf den tiefen Gegensatz dieser beiden Schichten hingewiesen: die obere habe er gegen sich, die tiefere für sich. Er hat gelegentlich später betont, daß er die Kräfte, die nur durch das preußische Wahlrecht gebunden gewesen seien, durch das allgemeine Wahlrecht habe frei machen wollen.

Freilich giebt es einen Punkt, wo ganz deutlich wird, daß Bismarck unter Umständen auch jene tiefen Strömungen zu opfern bereit war, wenn es die Politik zu fordern schien: es ist sein Verhältnis zur evangelischen und zur römischen Kirche. Davon gleich nachher. Zunächst aber noch eine Bemerkung.

Jener souveränen Stellung zur öffentlichen Meinung wird

sich kein wirklicher Staatsmann ganz entziehen können, zumal bei einem Volk, daß noch auf so tiefer Stufe politischer Bildung steht, wie trotz aller Fortschritte das unsrige. Aber in dem Maß, wie bei Bismarck, ist sie doch das Vorrecht ganz weniger Auserwählter. Das ist aber auch bei andern Punkten im Auge zu behalten. Wer von uns verstände nicht Bismarcks Unmut über die Presse, die Parlamente und Parteien, die bloßen Ressortminister und Geheimen Räte! Wer hätte ihn nicht schon geteilt! Soll er aber darum Allgemeingut werden oder in jedem Fall als Zeichen besondrer politischer Weisheit gelten? Auch die schlimmsten Auswüchse können uns darüber nicht wegbringen, daß wir, wie ja auch Bismarck selbst hervorhebt, die kontrollirende Thätigkeit der Presse und der Parlamente unbedingt brauchen, daß gerade wir Deutschen auf politischem Boden der Zucht der Parteien nicht entbehren können, so wenig als der Staat die rein sachliche, vielleicht beschränkte Arbeit jener Räte und Minister. Es giebt Gebiete, auf denen jede politische Behandlung nur Schaden stiften kann; es ist ein alter Ruhm preußischer Bureaukratie gewesen, daß sie ihren Vorgesetzten auch Opposition machen konnte, und wir klagen oft darüber, daß es anders geworden ist. Es ist freilich verkehrt, die Schuld daran nur Bismarck und seinem „Despotismus" zuzuschreiben: jene Opposition der Bureaukratie war natürlich in den Zeiten des Absolutismus; mit dem Parlamentarismus aber ist sie übergegangen auf die Volksvertretung, und ihr gegenüber muß ja die Regierung auf strengere Geschlossenheit in ihrer Mitte halten. Aber darüber ist kein Zweifel, wie alle diese Instanzen und Mächte vielfach Bismarcks überwältigende Kraft als Druck empfunden haben, so sind sie für ihn selbst zu einer Fessel geworden, unter der er die Zähne knirschte. Allein das gehört zum Schicksal des Genius in dieser Welt. Denn sie ist nicht auf ihn eingerichtet, sondern, wie nicht anders möglich, auf den Durchschnitt. Was uns in seiner Epoche oft genug als Hemmung unerträglich erschien, wird nicht nur unentbehrlich, sondern vielleicht zur einzigen Rettung, wenn die Leitung in Händen bloßer Talente oder gar zweifelhafter Persönlichkeiten liegt.

6. Kulturkampf. Bismarck als politischer Lehrer seines Volks

Aus der Vorgeschichte des Kulturkampfs läßt Bismarck nur einen Punkt hervortreten: seine Verhandlungen mit Ledochowski von Gnesen-Posen und mit Ketteler von Mainz. Ledochowski hatte ihn Anfang November 1870 in Versailles aufgesucht, um ihn zum Einschreiten gegen die „Räuber des Kirchenstaats" zu veranlassen. Kettelers Besuch zu Berlin im Frühjahr 1871 dagegen galt dem Versuch, die Artikel der preußischen Verfassung, die die Stellung der katholischen Kirche im Staat regelten, in die Reichsverfassung zu bringen und damit die vollkommene Freiheit der innern Verwaltung sowie der Vorbildung und Anstellung des Klerus im ganzen Reiche durchzusetzen. Ketteler hat dabei den „Anspruch auf ein verfassungsmäßiges Recht seiner Kirche . . . auf Verfügung über den weltlichen Arm" „genauer accentuirt" und schließlich auf die Frage: „Glauben Sie etwa, daß ein Katholik nicht selig werden könne?" die prächtige Antwort erhalten: „Ein katholischer Laie unbedenklich; ob ein Geistlicher, ist mir zweifelhaft; in ihm steckt »die Sünde wider den heiligen Geist«, und der Wortlaut der Schrift steht ihm entgegen."

Die Bischöfe hatten also versucht, das neue Reich den Bundesstaaten gegenüber wie nach außen in den Dienst der katholischen Kirche zu stellen. Man denke sich die Folgen! Auf einen Schlag wären die Bundesstaaten genötigt gewesen, ihre bisherige kirchliche Gesetzgebung außer Kraft zu setzen, und zugleich hätte das neue Reich den ganzen Druck seiner neu erworbnen Macht — übrigens noch während des Kriegs und unter den schweren Sorgen, die Bismarck damals quälten! — gegen das junge Italien einsetzen müssen. In beiden Fällen aber hätte es eine Politik eingeschlagen, die das evangelische Deutschland, das einzige zuverlässige Element in allen Einzelstaaten, aufs tiefste verstimmt hätte!

Es ist nun außerordentlich bezeichnend, wie sich Bismarck dazu verhält. Die Folgen und Gefahren einer solchen Politik stehen klar vor ihm, auch die, die jede „therapeutische Behand-

lung" der katholischen Kirche im Staat mit sich bringt. Er weiß: ihre Freiheit soll in ihrer Herrschaft bestehen; wo sie nicht herrscht, klagt sie über diokletianische Verfolgung; sie duldet keine Götter neben ihr. Aber er erwägt trotzdem das Für und Wider und macht in Versailles einen kurzen Versuch, was ihm der Papst bieten könnte. Alle seine Gedanken sind damals auf einen raschen Abschluß des Friedens gerichtet. So schlägt er denn dem Erzbischof vor, er möge den Papst in Bewegung setzen, daß er auf den französischen Klerus, dieser aber auf die Leitung der Nation zu Gunsten des Friedens wirke. Daraus könnten sich dann Beziehungen zwischen dem Reich und der Kurie entwickeln, die den territorialen Interessen des Papsttums zu gute kämen. In jenem Gewinn für den Augenblick, der aber freilich einen Gewinn für die ganze Gründung des Reichs bedeuten konnte, hätte er einen Ersatz für den Verdruß gefunden, den er auf Seiten Italiens und der evangelischen Deutschen hätte erwarten müssen.

Zugleich taucht aber der weitere Gedanke auf, daß die Hilfe des Papstes auch für die innern Verhältnisse des Reichs von Bedeutung werden könnte, deren Befestigung nach dem Sieg und Frieden das Hauptziel werden mußte. Bismarck hat damals die Hilfe des Papsttums stärker eingeschätzt als später. Die überraschenden Erfolge, die der Papst soeben über den nationalen Episkopat aller Hauptländer errungen hatte, haben ihn, wie er sagt, darüber getäuscht, daß der Fraktionsgeist der deutschen Katholiken stärker war als der Wille des Papstes. Gerade damals erfuhr dieser Glaube den ersten Stoß: der französische Klerus hat entweder keine Weisung erhalten oder sie nicht befolgt.

Dabei kommt aber nun Bismarck zu höchst interessanten Erwägungen. Ich fasse sie kurz so zusammen: Gegenüber dem Konzil der Bischöfe, das vor ihm versammelt ist, wird der Papst jederzeit stark genug sein, seinen Willen durchzusetzen. Sobald es sich aber um nationale Fragen handelt, die die Laienwelt der Staaten betreffen, wo also die weltlichen Interessen der Nation wie in Frankreich oder der Partei wie beim deutschen Zentrum mitsprechen, da erscheint seine Macht begrenzt. Er könnte vielleicht durchdringen, wenn er wirklich frei wäre. Aber er ist gebunden durch die in der Kirchenpolitik konkurrirenden Kräfte und Organe, vor allem den Jesuitenorden. Von der päpstlichen Macht gilt dasselbe wie von der des russischen Kaisers: gouvernement absolu tempéré par le régicide. Diese Thatsache mag der Papst selbst vor Augen haben. Bismarck erinnert an den plötzlichen Tod des Kardinalstaatssekretärs Franchi, der in den ersten Zeiten Leos XIII. dem preußischen Staat weiter entgegenkommen wollte als Zentrum und Jesuitenorden, und der denn auch einen ganz andern Nachfolger bekam.

Ich lasse dahingestellt, ob dieses Urteil über das Verhältnis päpstlichen Willens und zentrum-parteilichen Gehorsams richtig ist. Es läßt sich noch eine ganz andre Erklärung denken, die die Schuld nicht beim Zentrum allein, sondern vor allem auch bei der Kurie findet. Aber jene Auffassung hat Bismarcks Stellung zur Kurie immer wieder bestimmt. Das Verhältnis zur katholischen Kirche ist ihm im wesentlichen das Verhältnis zum Papst, und das regelt sich nach den augenblicklichen Bedürfnissen der äußern wie der innern Politik gerade so wie das Verhältnis etwa zu Oesterreich. Die Konzessionen an die katholische Kirche Preußens werden durch die Frage bestimmt, ob der Papst die Mittel habe, uns die nötigen Gegenleistungen zu machen; und die Grenze bildet hier immer die Thatsache, daß Zentrum und Polen samt ihrer Presse dem Papst nicht gehorchten, auch wenn er befehlen wollte.

Als das eigentliche Ziel des Kulturkampfs nennt Bismarck ausdrücklich zunächst die Aufhebung der katholischen Abteilung des Kultusministeriums und sodann die Beseitigung der §§ 15, 16, 18 der preußischen Verfassung, Beides wesentlich als Kampfmittel gegen den Polonismus und für die Herrschaft über die Schule. Die juristische Detailarbeit der Maigesetze hat er Falk überlassen. Er hat sich bald überzeugt, daß sie psychologisch nicht richtig gegriffen war. Er vergleicht ihren „Fangapparat" mit ehrlichen aber ungeschickten preußischen Gendarmen, die mit Sporen und Schleppsäbel hinter gewandten und leichtfüßigen Priestern durch Hinterthüren und Schlafzimmer nachsetzen. Aber es ist ihm viel wichtiger erschienen, einen Kampfgenossen von der Befähigung und Tapferkeit Falks im Ministerium zu haben, als durch Eingriffe in die verfassungsmäßige Unabhängigkeit seines Ressorts die Verantwortung für Verwaltung oder Neubesetzung des Kultusministeriums zu übernehmen. Bismarck hat, wie das auch aus den inzwischen erfolgten Mitteilungen Falks hervorgeht, wohl dessen freiwilligen Rücktritt kommen sehen, ihn aber nicht veranlaßt, im Gegenteil Falk immer wieder zu halten versucht, wenn ihm höfische Intriguen, auch ungnädige Handschreiben des Kaisers sein Amt verleidet hatten. Unter den Elementen, die schließlich den Bruch zwischen Falk und dem König herbeiführten, sieht Bismarck außer der Kaiserin und ihrer katholischen Umgebung vor allem den „Oberkirchenrat und die ihm nahestehenden Geistlichen," „nicht ohne daß aus der Zuspitzung der Entwicklung des vorhandnen Streitmaterials gegen Falk sich die Mitwirkung geschickterer Hände und feinerer Arbeit erkennen ließ, als den formellen Ratgebern des Kaisers in seiner Eigenschaft als Summus episcopus eigen war."

Die weitere Entwicklung der Dinge verfolge ich nicht weiter. Ich hebe als bezeichnend nur noch Eins hervor: in den frühern Stadien hatte Bismarck erwogen, wie viel wir dem Papst geben können als Entgelt für das, was er dem Reiche etwa leistete; seit dem Umschwung in den Parteiverhältnissen handelt es sich nur noch darum, wie viel man von der Maigesetzgebung opfern müsse. Als zwingenden Grund für diese Wendung erwähnt Bismarck nicht die Schuld der Konservativen, die über die Regierungsvorlagen hinausdrängten, sondern nur die Koalition der Liberalen mit den Klerikalen. Als das, was unbedingt zu behalten war, nennt er wieder die Mittel zum Schutz gegen den Polonismus, die Herrschaft über die Schule und die Aufhebung der drei Verfassungsparagraphen: im Besitz dieser Punkte aber sieht er den Gewinn, den Preußen aus dem Kulturkampf wirklich davon getragen habe. Das ist auch gewiß wahr, obwohl man an der Sache noch eine andre Seite finden kann, die weniger nach Gewinn aussieht.

Ueberblickt man das ganze Kapitel vom Kulturkampf, so sind wir Evangelischen gewiß bereit zu sagen, daß ein Staatsmann wie Bismarck in einer Lage, die er als so ernst ansieht wie die vor Paris, uns Opfer auferlegen dürfe, wie er sie damals erwog. Worüber wir aber nicht hinwegkommen, ist dies, daß auch späterhin die kirchlichen Fragen nur vom Gesichtspunkt der Macht angesehen worden sind, daß nirgends das Gewicht der Thatsache hervortritt, die doch auch für Bismarck feststand, daß der evangelische Glaube unsers Volks die Grundlage seiner ganzen realen und idealen Kultur, auch seiner politischen Macht bildet, daß Preußen und das Reich ihre einzigen zuverlässigen und opferwilligen Stützen in den Schichten findet, die auf dem Boden der Reformation stehen. Hier empfinden wir das Fremdartige einer Politik, die nur mit Ziffern der physischen Macht rechnet. Ich habe ein andermal ausgeführt,*) was wir dabei auf unser eignes Konto zu setzen haben. Auch die Gedanken und Erinnerungen zeigen wieder den Eindruck, den das Deklariren der Kreuzzeitungspastoren und das plumpe Politisiren der Hofprediger auf Bismarck gemacht haben. Aber dies alles kann das schmerzende Gefühl nicht wegschaffen und noch weniger die Thatsache aufwiegen, daß sich die Grundsätze von Bismarcks Handeln seither in den leitenden Kreisen eingenistet haben, ohne daß das Gegengewicht des mächtigen Schwungs und der ganzen Idealität der führenden Persönlichkeit geblieben wäre.

* * *

Aber wie könnte das das letzte Wort sein dem großen Mann und seinem herrlichen Werke gegenüber?

Die Gedanken und Erinnerungen haben ihn uns noch einmal in der unerschöpflichen Fülle seines Genius gezeigt. Sie werfen ein unvergleichliches Licht auf die Vergangenheit, sie schärfen unsre Sorgen über Gegenwart und Zukunft; aber sie dürfen auch unsre Zuversicht stärken.

*) Zum achtzigsten Geburtstag des Fürsten Bismarck. Christliche Welt 1895, Nr. 13.

Ich hebe da nur einen Punkt hervor. Man lese einmal die Briefe des Generals von Gerlach aus den fünfziger Jahren: es genügen die, die dem Buche einverleibt sind. Sie vertreten eine Politik und begründen sie auf eine Weise, die Jedermann erinnern wird an die Art, wie man damals in den fünfziger und sechziger Jahren, auch früher, ziemlich allgemein Theologie getrieben hat, aber nicht bloß Theologie, sondern auch alles mögliche Andre. Sie sind ein Symptom der Art, wie man damals in weiten geistig hochstehenden Kreisen dachte und schrieb. Man suchte vor allem ein „Prinzip," d. h. eine kurze Formel, die an Allem, nur nicht an der Wirklichkeit gefunden die Aufgabe hatte, bei höchst dilettantischen Kenntnissen und Vorstellungen die geschichtlichen Thatsachen zu erklären, nach ihrer Bedeutung zu würdigen und zugleich die Aufgaben der Gegenwart und Zukunft zu bestimmen. Alles Unglück in der Welt und Geschichte leitete man davon ab, daß dieses Prinzip verlassen war. Man sehe z. B. wie Gerlach sein Prinzip, den Kampf gegen die Revolution, in seiner Konstruktion der Geschichte durchgeführt und in der Politik angewandt wissen will, wie da Ausnahmen von diesem Prinzip erwogen werden, die doch eigentlich keine seien, z. B. daß der Heiland aus dem wider Gottes Willen eingesetzten israelitischen Königtum hervorgegangen ist, daß das legitime Vorrecht der Erstgeburt bei Ruben, Absalom u. a. durchbrochen, der im Ehebruch gezeugte Salomo der Gesegnete des Herrn ist u. s. w. Daran wird man erkennen, bis zu welchem Grad von Verbildung und Jämmerlichkeit der politische Sinn in einer Zeit gekommen war, die nicht viel mehr als ein Menschenalter hinter uns liegt. Und das alles bei einem Manne, der zu den maßgebenden Persönlichkeiten an Friedrich Wilhelms IV. Hof gehörte und von Bismarck selbst als tapferer und hochfliegender Politiker bezeichnet wird! Dann aber vergleiche man die Antworten Bismarcks, deren Grundsätze damals wie eine fremde Botschaft klingen mußten, heute aber wenigstens dem bessern Teil des deutschen Volks vertraut und selbstverständlich sind, geworden sind durch ihn, sein Reden und Handeln. Dann wird man einen Eindruck davon bekommen, welch ein politischer Lehrmeister uns in ihm geschenkt worden ist, wie er sein Volk nachgezogen und ihm einen Hauch seines Geistes gegeben hat, der nicht mehr verwehen wird.

Aber der Eindruck wird auch dahin gehen, daß zwischen den beiden Welten, die durch Gerlach und durch Bismarck vertreten werden, eine religiöse Entwicklung liegt, ohne die der gesunde Fortgang unsrer Geschichte gar nicht zu denken wäre. Wie phantastisch und farblos, starr und doktrinär ist das Christentum, das aus Gerlachs Briefen spricht! Es hat der Politik das Mark aus den Knochen gesogen. Und dagegen Bismarck! Wir wissen alle, was ihm das Christentum gewesen ist: die Macht, die die grenzenlose Kraft seiner Natur entfaltete, sein Pflichtgefühl nimmer rasten ließ, sein ganzes Bedürfnis nach persönlichem Glück und Behagen ihn opfern hieß und ihn immer wieder hineintrieb in die verzehrenden Kämpfe; die Macht, die seine Politik auf dem Boden des Rechts und der Sittlichkeit hielt, soweit das in dem Krieg der Staaten nur möglich ist, die ihn zum Hort der Schwachen im Reich machte und draußen ein Vertrauen zu seiner Zuverlässigkeit schuf, das dem Unheimlichen gegenüber doppelt wunderbar war; aber auch die Kraft, die ihn selbst hinaushob über die ewige Unruhe und die Enttäuschungen der Welt und des eignen Lebens, ihn fest und ruhig machte in demütigem Vertrauen zu dem Gott, der jedem Ding Zeit und Stunde anweist und von uns nur verlangt, daß wir uns für sie bereit halten, die Kraft, die ihn ganz zum freien Herrn über alle Dinge machte und wiederum zum dienstbaren Knecht aller Dinge, seines Königs und seines Volks. Das ist die Wurzel seines Daseins; er selbst hat sie bezeichnet in seinem Wort von den Ministern katholischer und protestantischer Politik. In dieser Auffassung seines Wirkens lösen sich doch alle jene Züge, die uns schmerzen. Sie werden verschlungen von der gewaltigen Größe einer religiösen Art, die eben nur evangelisch ist, nur auf dem Boden der Reformation erwachsen konnte. Dieses Erbe der Reformation, vor unsern Augen dargestellt von Deutschlands größtem Staatsmann, soll uns erhalten bleiben!

Karl Müller

Die vierte Tagung der Freien kirchlich-sozialen Konferenz

Die Freie kirchlich-soziale Konferenz hielt ihre vierte Hauptversammlung am 11. und 12. April wieder in Berlin, in den Sälen der Stadtmission. Das ist der rechte Ort für ihre Verhandlungen. Die Kolossalbüsten von Luther und Wichern im Angesichte von vierhundert bis fünfhundert Besuchern gaben dem Ganzen die Signatur.

Den Mittelpunkt und zweifellos auch den Höhepunkt der beiden Beratungstage machte der Vortrag von Pastor Mahling aus: Ist das Ziel, das Wichern der Volkskirche steckte, erreicht? — Mahling ist seit Jahren Vorsteher der Hamburger Stadtmission, er atmet also in besondrer Weise die Luft, die der alte Wichern, der Prophet vom Rauhen Hause, atmete. Und wir wissen längst, daß Mahling ihn studirt hat. In seinem Vortrag gab er den Beweis. Aus der „Denkschrift," den „Fliegenden Blättern" und andern zerstreuten Reden und Schriften fügte er ein Bild vom Grundprogramm Wicherns zusammen, wie es sonst nirgend existirt. Allein deshalb erwarten wir mit dem besten Vorurteil das gedruckte Referat, das als Flugschrift der Konferenz ausgehen soll. Gern wiederholen wir auch an dieser Stelle, daß eine Gesamtausgabe der Wichernschen Schriften in Vorbereitung ist. Stücke, wie probeweise, aus dem Gedankengefüge dieses gewaltigen Christen herauszunehmen, wäre ein Unfug. Die ihn kennen und die ihn kennen lernen wollen, werden in Mahlings Vortrag einen vorzüglichen Leitfaden finden, in der erwähnten Ausgabe von Wicherns Schriften eine unversiegliche Quelle. Daraus mögen wir Deutschen nur schöpfen, wenn es uns drum zu thun ist, ein auf christlicher Grundlage ruhendes Sozialprogramm für unsre Nation zu haben und auszugestalten. Prüfen wir an Wichern, ob Stöcker und Naumann, seine bedeutendsten Jünger, oder einer von beiden die Aufgabe christlicher Volksführer so gründlich falsch gefaßt hat, wie es wohl hingestellt wird. Und der Zentralausschuß für Innere Mission mag recht ernstlich erwägen, ob er im Sinne seines Begründers, seines Vaters, die volle Arbeit verrichtet. Man hat es vergessen, und Mahling weist mit gutem Grund darauf, daß nach Wichern die „Innere Mission" der Kirche den gesamten Grund und Boden des Volkes als Arbeitsfeld anweist, d. h. eine schrankenlose Thätigkeit an Allem, was den Menschen angeht. Demnach hat die Kirchenregierung die Pflicht zu sorgen, daß die christliche Gemeinde, zumal ihre Organe, alle ihre verfügbaren Kräfte mobil mache, um die Volksgemeinschaft, den Staat, zu christianisiren, dem Ideale des Reiches Gottes näher zu führen. Mahling, noch schärfer Stöcker tadelt das Kirchenregiment, weil es das Evangelium nicht energisch durchzusetzen bestrebt sei und dem Liberalismus zuviel Raum gewähre. Jener bemängelt die soziale Gesinnung, dieser entbehrt die rechte Leitung der Kirche gegen liberale Theologie, Rom und Sozialdemokratie. Mag es nun der gegenwärtigen Kirchenregierung an der Fähigkeit (Julius Werner) oder am guten Willen fehlen (Mahling, Stöcker), jedenfalls sollten die Synoden einer rechten Volkskirche das Fehlende ersetzen, Synoden, die nach einer Reformation der Konfirmationspraxis und des kirchlichen Wahlrechts, durch Fernhaltung der unkirchlichen Gemeindeglieder entstehen würden. Doch hierüber wird nach einem Versammlungsbeschluß die Debatte geschlossen. Die Ansichten (Stöcker, Mahling, Weber, Werner, Nathusius) über den Gegenstand (Konfirmationspraxis) sind verschieden, die Sache aber wird nach der Wichern-Mahlingschen Darstellung als eine eminent wichtige allgemein empfunden und deshalb auf die Tagesordnung der nächstjährigen Konferenz gesetzt. Wir dürfen also erwarten, daß man sich in den Konferenzkreisen eingehender mit der Konfirmationsfrage schon im Laufe des Jahres beschäftigen wird. Und wünschenswert ist, daß auch andre Konferenzen und Synoden gleichzeitig nach Erkenntnis ihrer tiefen Bedeutung für das Leben des Einzelnen, der Gemeinde und Nation die Sache mit ihren ganzen Schwierigkeiten ins Auge fassen und sich zu einem gemeinsamen Ausweg wenigstens aus der jetzt üblichen Praxis durcharbeiten. Damit zusammen hängt ja die genugsam diskutirte Frage nach dem

Religionsunterricht in den Schulen, nach dem Einfluß der Kirche auf die Schule u. s. f.

Man darf in den Wichernschen Grundlinien, wie Stöcker bemerkte, das Programm der Freien kirchlich-sozialen Konferenz sehen. Sein Name giebt ihrem Geiste die Richtung; und es muß gesagt werden, daß diese Direktive im ganzen befolgt wurde, auch in allen Einzelverhandlungen. Das Hauptinteresse beanspruchte darin die Frauenfrage, die von Nathusius einleitend behandelte, während Stöcker korreferirte. Zu einzelnen wesentlichen Gedanken, die in der internationalen Frauenbewegung immer wieder diskutirt werden, äußerte sich Weber in der Diskussion ohne Prinzip und Zusammenhang. Werner fand in der öffentlichen Abendversammlung und dem dreitägigen Frauenkursus (13. bis 15. April) Gelegenheit, seinen Standpunkt zu äußern. Diese vier Herren repräsentiren am besten die verschiednen Beurteilungsweisen, die in der Konferenz zur Geltung kommen. Sie haben in den letzten Jahren ihren Standpunkt kaum verändert. Aus der Entstehungszeit der Konferenz wissen wir, daß die prinzipielle Mißbilligung des öffentlichen Referats einer Frau durch Nathusius diesen veranlaßte, dem Evangelisch-sozialen Kongreß in Erfurt fern zu bleiben, wo Frau Gnauck-Kühne durch ihren geistvollen Vortrag Stöckers vollste Zustimmung fand. In der Konferenz ist Nathusius — jedenfalls einstweilen — mit seinem Grundsatz durchgedrungen, daß die Frau im „Parteileben," wozu er auch die Konferenzverhandlungen rechnet, Nichts zu reden habe. Stöcker mit einer unsichern Zahl von Freunden steht anders. Darum drohte die Konferenz in zwei Heerlager zu zerfallen, als sich in einer Hauptversammlung eine Frau zur Diskussion meldete. Der Vorsitzende meinte, die Rednerliste wäre geschlossen; Stöcker aber vertröstete sehr geschickt mit der vorgerückten Zeit, die Dame solle ihre Wünsche in dem (nichtöffentlichen) Frauenkursus vorbringen. Schade, daß an dieser einzigen Stelle, wo den schönen Erwägungen die Anwendung in loco hätte folgen können, die Konferenzmitglieder keinen Beschluß faßten für oder gegen die Berechtigung eines öffentlichen Auftretens der Frau. Freilich, ein derartiger Beschluß könnte zur Lebensfrage der Konferenz werden. Nathusius zeigt keine Neigung, sich hierin (gegenüber Stöcker, Weber, Werner) zu fügen oder belehren zu lassen. Ein dahin zielender ernstlicher Versuch ist auch wohl nicht gemacht worden. Das ist bedauerlich, denn über die Bedeutung paulinischer Prinzipien würde man sich einigen; und über kurz muß die Erkenntnis von dem Werte einer Selbstvertretung der Frauensache in der Oeffentlichkeit durchdringen, da die Männer kaum den Anfang machen, die Wünsche der Frauenwelt ernstlich zu prüfen. Gerade Nathusius gegenüber hatte man bei seinem Referat, einer Causerie über die Frauenfrage, vielfach den Eindruck (der sich äußerte), daß er mit fertiger Meinung und leichtem Gemüt die Dinge nimmt wie einen leichten Gesprächsstoff im Salon. Seine Witzchen, heißt es öfter, ernteten das erwartete Lachen, aber „mit solchen Scherzen," sagt die Volkszeitung, „auch wenn sie kirchlich verbrämt sind, löst man nicht die soziale Frage." Dagegen stach der volle Ernst der Stöcker, Weber, Vogel, Hottinger ab und brachte die rechte Stimmung: es wurde reflektirt und beraten. Stöcker verdeckte kunstvoll vor den Anwesenden die prinzipielle Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und Nathusius; frischweg sprach Weber aus, daß er für gemeinsames Studium der beiden Geschlechter sei und auch von den amerikanisch-englischen Predigerinnen nur Gutes wüßte; „die großartige soziale Leistung" der Frau Cauer wird anerkannt, der Reaktion ostelbischer Junker Krieg erklärt. Doch soll es „im öffentlichen Leben im Allgemeinen bei der christlichen Sitte bleiben." Hottinger giebt die schlecht gewürdigte Mahnung, daß die christlichen Frauen ihre Weltanschauung in die religiös indifferenten und materialistischen Frauenkreise hineintragen sollen, indem sie sich an dem Vereinsleben daselbst beteiligen. In der That muß es immer wieder beklagt werden, daß in der Frauenbewegung der letzten Jahre, statt des wünschenswerten Zusammenschlusses zu gemeinsamer Aktion, vielmehr Sezessionen bemerkt werden, die in persönlichen Rechthabereien und Präsidentensucht weniger Damen ihren wesentlichen Grund zu haben scheinen. Wohlthuend hat es dagegen gewirkt, daß zu dem von der Konferenz eingerichteten Frauenkursus auch die Führerinnen anderer Richtungen kamen und zum Teil sachlich die Differenzen oder die Uebereinstimmung darlegten (Helene Lange, Frau Gnauck-Kühne, Frau Cauer). Eine sozialdemokratische Rednerin war nicht da; so soll man zu ihr gehen und gewiß sein, daß ein verständiges Wort auch da um so mehr Anklang finden wird, als die Frauen in der Person der Frau Zetkin auf dem letzten Parteitage in Stuttgart sich eine unerwartete Behandlung gefallen lassen mußten. Uebrigens wird man die Bedeutung des Frauenkursus der Konferenz nicht unterschätzen dürfen. Er war von 100 bis 150 Damen (Stöcker hatte etwa 300 vor sich) besucht, und der Gedankenaustausch bewegte sich zwischen den Anschauungen von Nathusius und Stöcker. Seinen Zweck, anzuregen, hat er jedenfalls aufs Beste erreicht. Will die Frauengruppe der Konferenz getrennt von den übrigen marschieren, so wünschen wir eine stets rege Diskussion in ihrer Mitte und den Erfolg, daß sie viele an sich ziehen möchte, die in irgend einer andern Frauenvereinigung bisher nicht Unterkunft fanden. Die Gelegenheit wird sich schon finden, wo die Einzelnen, Personen und Gruppen, sich zu einer bestimmten Farbe bekennen müssen. Bis dahin muß debattirt werden, mit oder ohne „Parteiprogramm."

Etwas matter war begreiflicherweise das Interesse der Anwesenden für den dritten Hauptverhandlungsgegenstand: Die Bedeutung der Gemeinschaftspflege für die Erbauung des Einzelnen und der Gemeinde. Das Referat des alten Seminaroberlehrers Bochterle aus Kornthal, eingeleitet und verlesen durch Oberlehrer Zimmermann aus Stuttgart, wurde beantwortet von einer trefflichen Resolution aus Stöckers Feder. Die Diskussion eröffnete sich mit dem Korreferat des Professors Krieg aus Kaiserslautern und ließ bei der persönlichen Stellung der Referenten zur Kirche keinen deutlichen Widerspruch aufkommen. Das war zu erwarten. Denn die Gemeinschaftleute selbst gehen sonst nicht in „Konferenzen," geschweige um zu diskutiren: dazu fanden ihre Vertreter offne Arme und so freundliche Aufnahme, wie nicht immer vorher. Freilich waren das nicht Vertreter jeder Art von „Gemeinschaftspflege." Einstweilen sahen wir nur wenige Persönlichkeiten, Repräsentanten kleiner Kreise, in deren Mitte der soziale Sinn eine noch recht beschränkte Bedeutung hat. Das Wichtige aber an diesen Aussprachen bleibt, daß überhaupt eine öffentliche Diskussion über die Gemeinschaftssache und ihre Beziehungen zur Kirche, wie sie sind und werden könnten, stattfand, besser gesagt: daß die Diskussion eröffnet ist! Denn die Gemeinschaften werden zunehmende Wichtigkeit innerhalb der Gemeinden bekommen, darüber täuschen die Zeichen der Zeit wohl kaum. Die Unzufriedenheit mit der offiziellen Kirche ist im Wachsen, und die Gründe zur Unzufriedenheit klären sich; der Austritt aus der Landeskirche ist mit Schwierigkeiten verbunden, und die verschiednen Sekten üben trotz eifriger Arbeit doch nicht eine entsprechende Zugkraft aus. So weit wir rein deutsche Verhältnisse im Auge haben, brauchen wir also einstweilen für den Bestand der Landeskirche nicht zu fürchten, mehr aber für ihr Leben, für die Erhaltung kräftiger Lebenskeime. Diese zu hegen und bei frischer Luft urwüchsig und gesund zu erhalten, das wird die Sorge derer sein, die in oder außer der Freien kirchlich-sozialen Konferenz über das fernere Dasein der Kirche sich Gedanken machen. Um die Dinge historisch anzusehen, so hat sich durch die in der Stöckerschen Resolutionsfassung proklamirte gegenseitige Schätzung und Fürsorge von Gemeinde und Gemeinschaft ein Mittel ergeben, wodurch die erstere belebt und die andre dem großen Kirchenkörper erhalten wird. Vielleicht werden beide weiterhin erkennen, daß sie faktisch auf einander angewiesen sind, soll nicht jene erstarren vor Orthodoxie oder erfrieren vor Vernünftigkeit, und soll diese nicht schwärmerisch oder klösterlich entarten. Beide korrigirten sich ständig in der Geschichte; oder wenn nicht, so erkaltete bis zum Tode das Herz der Gemeinde und das überhitzte Hirn der Gemeinschaft schwärmte bis zur Unvernunft. Es erscheint uns deshalb als eine unverzüglich genau zu prüfende Beziehung, die den kommenden Synodalverhandlungen erhöhtes Interesse geben könnte. Mag man nur Gottfried Arnolds Ketzergeschichte hervorholen und sie bis in die Gegenwart ergänzen — man prüfe nur dazu die korrekte Haltung der Kirche in dogmengeschichtlicher Hinsicht —, so bekommen wir ein Material, an dem die führende Geistlichkeit

und die geführte Gemeinde überreichen Gedanken- und Erbauungsstoff finden wird. Dessen Aufnahme wird zum guten Teil Bedingung eines rechten Verständnisses der vorliegenden Gemeinschaftsfrage sein. Wir können also nicht umhin, ein wenig den Erwerb kirchengeschichtlicher Kenntnisse denen anzuraten, die über den Gegenstand debattiren wollen. Je mehr wir die innere Entstehung der jetzigen evangelischen Kirche in Deutschland und darüber hinaus begreifen, um so freundlicher müssen wir einen gesunden Pietismus begrüßen, zur Läuterung des ungesunden beisteuern. Wie sich die rein Kirchlichen dabei zu verhalten haben, soll hier nicht einmal im Versuch gesagt sein. Doch um Eins möchten wir von vornherein bitten: der Ort, wo über diese Fragen diskutirt wird, soll ein heiliger Boden sein. Wer nicht fähig ist, die Dinge ernst und keusch zu erwägen, schweige.

Wir begrüßen zum Schluß die Freie kirchlich-soziale Konferenz mit dem Wunsche, daß sie zur Verinnerlichung und Belebung unsrer kirchlichen Gemeinden ihre Arbeit nach Gottes Willen verrichte. Urbain

---

Allein und frei

Th. H. Pantenius, Gesammelte Romane, Bd. 1 und 2, enthaltend: Allein und frei. Preis jedes Bandes broschirt 3 Mk., in elegantem Halbfranzband 4 Mk.

Theodor Hermann Pantenius, der Chefredakteur des Daheim, genießt als belletristischer Schriftsteller einen weithin geachteten Ruf. Aber seine Freunde klagen, daß seine Werke weniger Leser finden, als sie verdienen. Als äußerlicher Grund wird uns genannt, daß seine Romane — Allein und frei 1875 — in einem spezifisch baltischen Verlage erschienen sind. Dem wird nun die Gesamtausgabe, die Velhagen und Klasing veranstalten, abzuhelfen vermögen. Aber es werden auch zwei innere Gründe angeführt, die sich schließlich auf einen reduziren. Pantenius wurzelt durchaus in seiner kurischen Heimat, auf deren Boden bewegen sich fast ausschließlich seine Dichtungen: ein ganz eignes, zum Teil fremdartiges Leben wird uns also in ihnen entgegentreten müssen. Der Eigenart des Landes entspricht die Individualität der Charaktere, die es erzeugt; die ganz außergewöhnlichen Menschen haben für „oberflächliche Leser" sehr viel Unwahrscheinliches an sich. Aber wir müßten uns trösten, daß die Menschen in Kurland, dem Lande der Originale, eben so sind; und vielleicht ist wirklich das Leben selbst oft viel unwahrscheinlicher als die kühnste Dichtung. So Pantenius' Freunde.

Allein und frei! In verschiedenen Bildern wird diese Losung vor uns lebendig.

Draußen in den Bergen streift der grüne Konrad. Ihm saß die Lust nach dem Wilde von Kindheit an in den Gliedern und gab ihm keine Ruhe. Er hat das geliebte Weib heimgeführt, für kurze Zeit die Leidenschaft bezwungen; aber lange duldet es ihn nicht auf der Schnitzbank, nicht unter den Menschen, nicht bei der Frau, deren Liebe jedem Streit mit ihm aus dem Wege geht; Berg und Wald und Nacht nehmen den Geächteten auf: allein und frei, bis die Kugel des Gesetzes ihn trifft.

Ein wildes Leben liegt hinter Otto von Schweinsberg, dem Majoratsherrn von Aarburg. Früh wurde von den Kindern des diebischen Schenkwirts der Trieb zu jedem Laster schon dem Knaben in die Seele gesenkt; er hat den Becher der Lust und den Rausch der Sünde genossen in vollen Zügen; sein stahlharter Körper widerstand trotzig und siegreich allen Gefahren, aber die Seele wurde ihm öde und leer, das Leben ein tolles Possenspiel. Nur ein lichter Punkt ist in dieser Nacht ihm geblieben: die unausrottbare Leidenschaft zu der Jugendgeliebten. Aus dem Ballsaal jagt er im Schlitten mit ihr, die die Braut eines Andern geworden, in die Winternacht hinaus; drüben über dem Meer im Urwalde soll sie mit ihm ein neues Leben beginnen, allein und frei. Aber sie versagt sich ihm; auf seinen Armen trägt er sie über das Eis des Stromes, er weiß, es bricht, und sie versinken.

Dieselbe Losung schwebt drohend über dem Helden der Dichtung. Die Eichenstamms, eine kurische Litteratenfamilie, sind ein trotziges, stolzes Geschlecht. Zwar es sind durchaus ehrenwerte, sittenstrenge Menschen, diese Pastoren, Aerzte, Anwälte mitsamt ihren Frauen, aber Eigenliebe, Herrschsucht, Streitlust sind ihre hervorstechenden Eigenschaften: jede Familienzusammenkunft endigt in einem Zerwürfnis; mit einer Szene solcher Art beginnt, unerfreulich genug, der Roman. In Heinrich Eichenstamm, den wir als Knaben in eben schulpflichtigem Alter kennen lernen, erscheint dies Familienerbe, dank einer grundverkehrten Erziehung von seiten des Vaters, zu phantastischer Leidenschaft potenzirt. Er sieht sich als Adler einsam seine Kreise ziehn, als Diamant will er in eignem Lichte glänzen. Wo er liebt, wird die Eifersucht in ihm zur lodernden Flamme. Schon die kleine Spielgefährtin soll ihrem Hahn kein zärtliches Wort sagen, er zerdrückt ihn zwischen den Knieen; die Geliebte der Universitätsjahre muß dem Vetter und der Freundin das Haus verbieten: ganz einsam, ganz allein soll sie ihm gehören. Aber in der vollständigen Isolirung verliert er sich selbst: seine Herrschsucht findet, seit er mit den studentischen Genossen ohne Ausnahme gebrochen hat, keinen Spielraum mehr; der Ehrgeiz spornt ihn nicht mehr an, denn die Verachtung, die er den Lehrern entgegenträgt, steigert sich zum Ekel an der Wissenschaft; die Geliebte, die sich ihm ganz, bis zu voller Willenlosigkeit ergiebt, reizt deswegen den Kampfgewohnten nicht mehr. Er dürstet nach Verkehr, nach Menschen, aber es sollen wirkliche, lebende, nicht die Schatten in den Büchern sein, sie sollen mit diesen nichts zu thun haben; darum will er nun auf dem Lande unter ihnen leben, aber ganz unabhängig, nicht Andre beglückend, nur selbst glücklich. Die Geliebte findet in diesen Plänen ein Aufgeben aller Ideale, die ihn zuvor geleitet hatten; sie weigert sich in seinem Interesse, ihm zu folgen, und als er im Zorne scheidet, läßt er den Stachel des Todes im Herzen der Zusammenbrechenden zurück.

Unfreundlich empfängt den von der deutschen Hochschule Heimkehrenden die baltische Heimat. Dem, wie es heißt, verpfuschten Studenten begegnet von allen Seiten offnes Uebelwollen. Jedem fremden Rate unzugänglich, wird er Landwirt. Auf einer Pachtung verbringt er in harter Arbeit Jahre, in denen Schmerz und Reue und wachsende Selbsterkenntnis ihn an den Rand der Verzweiflung treiben. „Der Herr riß mit eiserner Pflugschaar den harten Boden auf, damit der Acker bereit würde, seine Saat aufzunehmen." Langsam öffnete sich ihm die Einsicht in das Unreife seines Charakters: er lernt in schwerem Notjahre den Segen hilfreicher Teilnahme an fremdem Leide kennen; als er die kleine Spielgefährtin wiederfindet und in wirklicher Liebe zu ihr erglüht, glaubt er einem Andern weichen, ihr entsagen zu müssen: im Kreuz, dem Symbol der Qual, liegt das Heil. Den Frieden bringt nur die Ergebung in Gottes Willen:

> Wie die zarten Blumen willig sich entfalten
> Und der Sonne stille halten,
> Laß mich so still und froh
> Deine Rechte fassen und Dich walten lassen.

Aber diese Ergebung muß eins sein mit tapfrer Bethätigung unter den Menschen: als Diamant in seiner eingebildeten Einzigartigkeit und Ausschließlichkeit war er sehr unglücklich, als Kohle, die nur gemeinsam mit vielen Andern belebende Wärme verbreiten darf, endigt er sehr glücklich.

Es ist der Kern des Evangeliums — die Erziehung zu jenem Herrschen, das der dienenden Liebe verheißen ist (Mark. 10, 42 ff.) —, was das Problem bildet, um das sich in engen und weiten Kreisen die Dichtung bewegt. Ihr unzweifelhaft tiefer christlicher Gehalt tritt dem Leser nicht aufdringlich entgegen; Nichts von den Schlagwörtern christlicher Romane trübt die Empfindung der sittlichen Notwendigkeit, die die Entwicklung oder, wenn man lieber will, Bekehrung des Helden beherrscht. Ebensowenig stört irgendwelche zeitgeschichtliche Tendenz, eine vorlaute Erörterung moderner Fragen und Sorgen den Leser: er befindet sich durchaus als Mensch unter Menschen, nicht als Kind seiner Zeit unter Kindern seiner Zeit. Nur leicht, ohne den Kern der Dichtung zu berühren, werden hin und her die Nöte und Sorgen baltischer Landwirte gestreift. Aber wo bleibt also jene kurische Individualität, die man Pantenius nachrühmt? Sie wird doch nicht in den Aeußerlichkeiten der Lokalität,

gelegentlich der Diktion, der Zeichnung nebensächlicher Personen, etwa der ansprechenden des Dieners Weinthal, zu suchen sein? Jenes ganz allgemeine sittliche Problem kann selbstverständlich auf jedem Boden zur Darstellung kommen. Soll aber die kurische Individualität und Originalität in den Charakteren der Hauptpersonen gefunden werden, so muß ich gestehen, daß sich der Held mit seinem sittlichen Ringen sehr vereinsamt in einer Gesellschaft ausnimmt, der man übrigens nur das Prädikat unerzogner Kinder geben kann. So — von den Studenten der deutschen Hochschule abgesehen — stellt sich das Gros der Eichenstammschen Familie dar, wobei mehrfach die prononcirte Kirchlichkeit und Frömmigkeit einen unangenehmen Kontrast zu der vollendeten Unfähigkeit sittlicher Selbsterziehung bildet. Nicht anders ist es in der adligen Gesellschaft, in deren Geldnöte und Heiratsintriguen man einen Einblick gewinnt, wobei übrigens nicht verschwiegen werden kann, daß die Eigentümlichkeit der Zeichnung bei einzelnen Personen und Szenen sich dem Leser durch die lebhaft aufsteigende Erinnerung an Modelle aus Freytags Soll und Haben verwischt. Sehr einsam — allein und frei — hebt sich in der That die Gestalt des Helden von dieser Umgebung ab. Aber indem seine sittliche Entwicklung von einer fast mathematisch berechenbaren Steigerung der Ungezogenheiten des Familienkreises ihren Ausgangspunkt nimmt, wird sie trotz allem Aufwand psychologischer Motivirung zu einer innerlich unwahrscheinlichen. Und der Leser scheidet von der Dichtung mit einem Gefühl des Bedauerns, daß ihr ethischer Gehalt unter einer Masse zu ungleichen Stoffs nicht zu genügender Geltung kommt.

Samuel Eck

Bücher und Schriften

Ahlfelds Predigten behalten ihren Wert. Auch im Kreise unsrer Leser wird es darum willkommen sein, daß der Sohn aus drei kleinern Sammlungen mit Zuhilfenahme einiger bisher ungedruckter Predigten einen ganzen Jahrgang, meist über freie Texte aus den Evangelien und der Apostelgeschichte im Anschluß an die sächsischen Perikopen, neu zusammengestellt hat: Predigten an Sonn- und Festtagen für das ganze Kirchenjahr. (Leipzig, Friedrich Fleischer, 1898. Gebunden 9 Mk.) Natürlich denkt Ahlfeld über Vieles anders wie wir; aber all das Trennende verschwindet vor dem Eindruck des glaubensstarken Herzens, das uns in dieser Sammlung entgegentritt. Auf keinen Fall wird der erbauliche Wert dieser Predigten dadurch beeinträchtigt. Ahlfeld ist ein Meister der Sprache, unwillkürlich wurde ich bei ihm an Naumann erinnert, es besteht zwischen den beiden auch eine geistige Verwandtschaft. Naumann hat von Ahlfeld die Gabe, mit wenig Worten Christum seiner Zeit lebendig zu machen, geerbt, daneben einen dichterischen Zug. Dabei wirkt Ahlfeld nicht so sehr auf das Gefühl wie auf den Willen. Es mag sein, daß mein Urteil von dem persönlichen Eindruck beeinflußt ist, den der alte Ahlfeld auf mich gemacht hat. Aber doch glaube ich, auch der gedruckte Ahlfeld kann noch heute in den Herzen wirken.

Otto Baltzer

Verschiedenes

Die deutsche Politik und das armenische Hilfswerk. Die Kölnische Zeitung, die schon früher bald auf diese, bald auf die entgegengesetzte Weise die Wahrheit über Armenien zu verschleiern wußte, sucht neuerdings (vgl. Chronik der Christlichen Welt vom 27. April) auch das deutsch-evangelische Hilfswerk zu diskreditieren. Sie beschuldigt seine Leiter des Ungeschicks und der Proselytenmacherei, indem sie sich dafür auf einen Reisebericht von Pastor Brokes in Nr. 81 des Reichsboten und ein Schreiben des armenischen Patriarchen an die türkische Regierung beruft. Eine gründliche Kritik erfährt dieser Zeitungsartikel im Maiheft der Preußischen Jahrbücher durch unsern Mitarbeiter Dr. Paul Rohrbach in einem längern Artikel „Deutschland unter den Armeniern." Der Verfasser stellt sich nachdrücklich auf den Standpunkt der heutigen deutschen Orientpolitik und fordert von da aus eine freundliche Förderung des deutschen Liebeswerks an den Armeniern, das ebenso dem türkischen Staat wie den deutschen Interessen dort die größten Dienste thue.
R

Weiteres zur Beleuchtung der Lage in Oesterreich. (Vgl. Nr. 17.) Pfarrer Deckert, der seine Schmähschrift über Luthers Selbstmord mehrere Wochen ungehindert verbreiten durfte, fährt auch, nachdem seine Schrift endlich beschlagnahmt worden, ruhig fort, von der Kanzel aus die Uebertrittsbewegung in sogenannten „Konferenzreden" zu bekämpfen, die der Verachtung des Protestantismus voll sind und mit vielen Ausdrücken schon der Kloake angehören. Z. B. sagt er: „Die ganze Bewegung mutet mich an, wie wenn ein Mistwagen fährt und Alles, was stinkend und faul ist, aufnimmt zur Abfuhr." — Der Meraner Burggräfler, ein berüchtigtes klerikales Hetzblatt, das seinerzeit bei der Nachricht vom Tode Kaiser Friedrichs darauf hingewiesen hatte, daß dieser Herrscher Freimaurer gewesen sei, also einem Bunde angehört habe, dessen letztes Ziel es sei, nicht zu ruhn, bis „der letzte Priester an den Gedärmen des letzten Fürsten aufgehangen sei," dieses Blatt leistet sich in seiner Nummer vom 19. April bei Besprechung eines Diebstahls die Bemerkung: „Leider konnte ich nicht in Erfahrung bringen, welchem Bekenntnisse der Mann angehört; ich würde ihn, als zum »Uebertritte« reif, dem Berliner Generalsuperintendenten Faber und andern protestantischen Propagandisten warm und für ihre Zwecke tauglich empfohlen haben." — Eine evangelische Buchhandlung in Wien erhielt einen in schlechtester „Recht"schreibung und ebensolchem Stile verfaßten offenen Drohbrief, in welchem sie unter gemeinen Beschimpfungen aufgefordert wurde, die „lutherjanerischen" Hetzbilder („Luthers Trauung" und „Luther im Kreise seiner Familie") aus dem Auslagefenster zu entfernen, widrigenfalls es ihr zertrümmert werden würde.

Angesichts solcher planmäßig fortgesetzter Verhetzungen beginnt das Gefühl der Rechtssicherheit zu schwinden, und bereits hört man davon, daß evangelische Familien sich anschicken, in ihre Heimat nach Deutschland und in die Schweiz zurückzukehren. Das wird begreiflich, wenn man liest, ein katholischer Historiker habe öffentlich erklärt, es mache ihm die heutige Lage den Eindruck, daß sie derjenigen vor dem dreißigjährigen Kriege sehr ähnlich sehe, wobei natürlich die Meinung die ist, daß alle Schuld jenes schrecklichen Krieges einzig die Protestanten treffe. In Wirklichkeit freilich waren es spanisch-katholische Eiferer, die damals der Regierung den Rat gaben, beschworene Gesetze zu verletzen, und sie dazu drängten, gegen bestehendes Recht und Gesetz — wie das der strengkatholische Geschichtschreiber Gindely nachgewiesen hat — in Klostergrab und Braunau einzuschreiten. Und heute möchten gleichgesinnte Ratgeber die Regierung auf ähnliche Bahnen lenken, wenn z. B. ein katholischer Geistlicher in den „Politischen Fragmenten" Nr. 7 als einziges Mittel gegen die Uebertrittsbewegung empfiehlt: „In erster Reihe Sistirung aller weitern Uebertritte zum protestantischen Glauben durch zweckentsprechende Verbote an die Pastoren der betreffenden Gebiete und Aufklärung der Bevölkerung über die sozialen und politischen Folgen weiterer Uebertritte, aber rasch, rasch!" oder wenn das „Vaterland" unterm 9. April die zögernde Regierung zu rücksichtslosem Einschreiten, zu offener Rechtsverletzung drängt unter Berufung auf das Wort Bismarcks: „Ueber juristische Zwirnsfäden wird die königliche Regierung nicht stolpern."

Die Erklärung von achtundsiebzig (oder inzwischen mehr) deutsch-evangelischen Pfarrern und Presbyterien kennen unsre Leser hoffentlich. Sie giebt der klerikalen Presse in Oesterreich neuen Anlaß zum Hetzen. Besonders die Wendung in Satz 4, daß „die Angreifer selbst im Gegensatze zur evangelischen Kirche ihre Anweisungen und Befehle von einem Fremden erhalten," ruft Wutausbrüche hervor und wird so verdreht, als wäre die katholische Kirche als eine im österreichischen Staat fremde bezeichnet, während ausdrücklich ein entsprechender Vorwurf katholischer „Angreifer" durch diese Bemerkung in Abwehr scharf zurückgewiesen ist. — Hoffentlich sammelt sich der deutsche Protestantismus in Oesterreich immer vollzähliger um die treffliche Erklärung.

Inzwischen macht sich der Ernst der Lage in Oesterreich auch bei uns im Reiche fühlbar. Der preußische Kultusminister hat an die Konsistorien einen Erlaß gerichtet, worin er den Mitgliedern dieser Behörden untersagt, sich für die österreichische Bewegung zu interessiren. Das moderne Cuius regio eius religio. Solange die preußische Staatsregierung sich begnügt, das Verhalten der Konsistorialmitglieder derart zu regeln, wird man sich des staatlichen Charakters dieser Behörden erinnern; würde aber weiter ein Druck auch auf unsre Pfarrer und Gemeinden auszuüben versucht werden, so wäre damit eine Fülle von Gewissenskonflikten geschaffen und die Lage auch bei uns recht ernst.
R

Die Vorgänge nach dem Tode des Historienmalers Wislicenus in Goslar haben aufs neue die Unhaltbarkeit der Stellung dargethan, die viele evangelische Landeskirchen und auch die Eisenacher Kirchenkonferenz zur Totenverbrennung einnehmen. Wir werden den Thatsachen und der Prinzipienfrage einen ausführlicheren Artikel widmen, wiewohl über die letztere in unsern Augen kein Streit mehr möglich ist. Für heute genügt dies. In Professor Wislicenus ist ein Künstler von uns geschieden, vor dessen frommer christlicher Persönlichkeit kein Zweifel bestehen konnte. In dem letzten Entwurf von seiner Hand zur Ausschmückung der Goslarer Marktkirche hat er sich selbst unter das Kreuz Christi gestellt, demütig geneigten Hauptes und mit gefalteten Händen. Als seine Gattin mitte der siebziger Jahre sterbenskrank lag, setzte er sein bestes Können ein, ihr zum Trost voll Liebe und Hingabe das Angesicht des Heilands zu malen. Und ihm weigert eine kurzsichtige kirchliche Gesetzgebung das kirchliche Begräbnis (d. i. vor allem den Amtsrock des Geistlichen!), weil er, wahrscheinlich nur um sich vor dem Scheintod zu schützen, die Verbrennung seines Leichnams anordnete! Schon halten etliche evangelische Landeskirchen es anders, ohne daß deshalb die Mehrheit versucht hätte, ihnen die Gemeinschaft zu kündigen. In wenigen Jahren wird die prinziplose Scheu in diesem Punkte überwunden sein. Aber erst muß ein enger, gesetzlicher, ängstlicher Geist seine Opfer haben, erst noch allerlei büreaukratische und politische Rücksicht triumphieren. Niemand kann verlangen, daß unsre Kirchen, der Sitte vorauseilend, die Verbrennung „einführen," aber sie sollen die Kraft finden, in solchen Uebergangszeiten die Entscheidung im Einzel-

falle dem Gewissen des Geistlichen und dem Gutbefinden der geordneten Gemeindevorstände zu überlassen. R

Die Einladung zum zehnten Evangelisch-sozialen Kongreß ist uns soeben vor Schluß der Nummer zugegangen, zu spät als daß wir mehr als die Tagesordnung zum Abdruck bringen könnten (vgl. den Anzeigenteil). Der Kongreß wird diesmal in Kiel tagen; ein Ortsausschuß, gebildet von den Herren Konsistorialpräsident Chalybaeus, Rektor Dannmeier, Generalagent Heinrich Kähler, Stadtschulrat Kuhlgatz, Pastor Mau, Chefredakteur Niepa, Rechtsanwalt Niese, Stadtrat Soetbeer und Professor Titius, begleitet mit warmen Worten die Einladung des Aktionskomitees, 163 beste Männer aus Schleswig-Holstein und Lübeck haben sich durch ihre Unterschrift dazu bekannt. Nun liegt zu gutem Gelingen alles an der Teilnahme auch der Ferneren. Wir bitten unsre Freunde, die mit uns zur Sache stehen und die Reise nicht zu scheuen brauchen, wenn irgend möglich am Platze zu sein. Der soziale Gedanke bedarf noch immer der Stärkung und Klärung, dazu müssen wir evangelischen Christen auch mit helfen. R

Quittung folgt in nächster Nummer. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Magdeburg: Monatsversammlung, Mittwoch den 7. Juni, nachmittags 3 Uhr, Hasselbachstr. 1. Wuthe: Die bleibende Bedeutung des neutestamentlichen Kanons für die Kirche. (Vortrag von Theodor Zahn. Leipzig, Deichert. 61 S. 0,90 Mk. Vgl. Christl. Welt Nr. 3: Lutherisch.)

Kiel: Mittwoch, den 24. Mai, vormittags. Näheres in Nr. 20.

Chronik der Christlichen Welt

9. Jahrgang. Vierteljährlich 1.50 Mk. Postnummer 1600
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. Leipzig und Tübingen.

Nr. 16. Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse in der Römischen Kirche vom 1. Januar bis 31. März 1899. Zweite Hälfte — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Baden; Aus Mecklenburg — Römische Kirche: Zur österreichischen Uebertrittsbewegung — Verschiedenes: Der zehnte Evangelisch-soziale Kongreß — Vermischte Nachrichten — Personalien

Nr. 17. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die vierte Hauptversammlung der freien kirchlich-sozialen Konferenz — Verschiedenes: Ueber Armenien — Vermischte Nachrichten

Die
Kreis-Sparkasse
zu Dorsten
(Garantieverband: Kreis Recklinghausen) nimmt Einlagen zu **jeder Höhe** (auch durch die Post) an und verzinst dieselben dauernd mit **3½%**.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottage-Orgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt.
Gr. illust. Katalog gratis-franco.
Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph in **Giessen 162.**

NEU!
Es ist noch wenig bekannt, dass ein Jeder auf einer **Mundharmonika ohne Notenkenntnisse** die schönsten Lieder, Tänze etc. künstlerisch zum Vortrag bringen kann. In **einer Stunde erlernbar** ohne Lehrer. Eine **hochelegante Concert-Mundharmonika** mit klangvollen Glocken-Metallstimmen in eleganten Etuis verpackt, nebst **Schule zum Selbstunterricht** kostet bei vorheriger Einsendung in Briefmarken nur
1 Mk. 75 Pf.
franco. Nachnahme 35 Pf. teurer.
Man adressire an:
Norddeutsches Musik-Versandhaus
Rostock, Otto-Strasse 19.
NEU!

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Doctors daughter with slight knowledge of German, wishes situation as companion, au pair in large town. Musical. End of May. London references.
Miss Alice Connell,
p. A. Frau Oberpfarrer Naumann, Schwarzenberg i. Erzgeb.

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshause
empfehlen alle Arten
Paramente u. Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter, Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung.

Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmedaillen etc.
EMMER
Pianinos 450 Mk. an,
Flügel 10jähr. Gar.
Harmoniums 95 Mark an.
Abz. gest. Bar: Rabatt und Freisend.
Fabrik W. Emmer, Berlin,
Seydelstrasse 20.
☛ Die Herren Pastoren und Lehrer haben Ausnahmepreise.

Vorzügl. Material zu Vorträgen.
Im Garten Gottes
v. Senior D. Dr. **Bärwinkel.**
Inhalt: 1. Ueber den religiösen Wert von Fritz Reuters „Ut min Stromtid." 2. Emanuel Geibel, ein Prophet des deutschen Volkes. 3. Die kulturgeschichtliche Bedeutung von Gustav Freytags Roman „Soll und Haben." 4. Winfried Bonifacius u. Gustav Freytags „Ingraban." 5. Carl Gerok, ein Prediger und Dichter von Gottes Gnaden. 6. Die Matthäus-Passion von Joh. Seb. Bach und das Oberammergauer Passionsspiel. 7. Gustav Adolf in der Geschichte und im Devrientschen Volksschauspiel.
Geheftet 3 Mk. Gebunden 4 Mk.
Carl Villaret, Erfurt.

In **Karl Riesel's Verkehrs- u. Reise-Blättern** finden wir über **Prof. Kinzel's Schrift: „Wie reist man in Oberbayern und Tirol?"** (Verlag von **Fr. Bahn, Schwerin i. M.** III. vermehrte Aufl. 2 Mk.) folgendes sehr bemerkenswertes Urteil:

„Das Erscheinen dieses eigenartigen und höchst anziehenden Werkchens darf im Interesse des reisenden Publikums mit grosser Freude begrüsst werden; nicht allein, weil es als wertvolle Ergänzung zu den beliebten Reisebüchern von Meyer und Baedeker volle Beachtung findet, sondern namentlich um seiner Tendenz willen, das Reisen nach und in jenen Alpenländern möglichst genussreich und wohlfeil zu gestalten. Wir können dem Verfasser das uneingeschränkte Lob nicht versagen, dass er es verstanden hat, die gestellte Aufgabe in der glücklichsten Weise zu lösen. Wir finden in dem Buche überdies eine Reihe von praktischen Winken, die Vorbereitungen zur Reise zu vereinfachen, treffende Schilderungen von Land und Leuten, Aufzählung von Gasthöfen, in denen man einfache, gute und billige Unterkunft findet, und das alles im munteren Plauderton vorgetragen, so dass aus dem kleinen Führer bald ein lieber Reisebegleiter wird, von dem wir uns ungern wieder trennen." —

Zehnter Evangelisch-sozialer Kongreß in Kiel

Mittwoch, den 24. Mai: 4 Uhr: Geschlossene Sitzung des Ausschusses im Hotel Germania am Bahnhof. — 8 Uhr: Oeffentliche Begrüßungsversammlung in Wriedts Etablissement (Sophienblatt).

Donnerstag, den 25. Mai: 9 Uhr (bei Wriedt): 1. Eröffnung des Kongresses durch eine Andacht, gehalten von Generalsuperintendent Kaftan in Kiel; 2. Ansprache des Vorsitzenden, Landesökonomierat Nobbe aus Berlin; 3. Jahresbericht des Generalsekretärs; 4. Erstes Referat: Das Verhältnis der lutherischen Kirche zur sozialen Frage, Professor D. Kaftan aus Berlin. — 3 Uhr (bei Wriedt): Zweites Referat: Das konstitutionelle System im Fabrikbetriebe, Fabrikbesitzer Heinrich Freese aus Berlin. — 8 Uhr (bei Wriedt): Volksabend mit besonderm Programm.

Freitag, den 26. Mai: 9 Uhr (bei Wriedt): 1. Drittes Referat: Wandlungen des Bildungsideals in ihrem Zusammenhange mit der sozialen Entwicklung, Professor Dr. Friedrich Paulsen aus Berlin; 2. Schluß des Kongresses durch eine Andacht, gehalten von Generalsuperintendent Ruperti in Kiel. — 2 Uhr (bei Wriedt): Erste Spezialkonferenz: Die bisherigen Ergebnisse des Frauenstudiums in Deutschland und seine voraussichtliche Entwicklung, Fräulein Dr. Käte Windscheid aus Leipzig. — Zweite Spezialkonferenz: Vorschläge zur Neubelebung der Evangelisch-sozialen Konferenz in Schleswig-Holstein, Pastor Kähler aus Stellau. — 5 Uhr: Fahrt in See und zum Nord-Ostsee-Kanal.

Man wird dringend gebeten, sich wegen Wohnung (Privat- oder Hotelwohnung) rechtzeitig an den „Verkehrsverein," Kiel, Schloßgarten 15, zu wenden. Eine Auskunfts- und Empfangsstelle befindet sich während des Kongresses im Bahnhof und im Kongreßlokal.

Einlaßkarten für alle Veranstaltungen des Kongresses kosten 2 Mark, Tageskarten 1,50 Mark, für den Begrüßungsabend oder die Spezialkonferenzen 0,50 Mark; Mitgliedschaft wird durch Jahresbeitrag von 5 Mark an erworben; außer freiem Entritt erhalten die Mitglieder den stenographischen Bericht über die Verhandlungen und die monatlich erscheinenden „Mitteilungen" ohne weitere Kosten.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen.

Unter der Presse:

Die messianischen Weissagungen des jüdischen Volkes

historisch untersucht und erläutert
von
Dr. Eugen Hühn,
Pfarrer in Heilingen.
II. Teil:
Die alttestamentlichen Citate und Reminiscenzen im Neuen Testament.
Gross 8.

Sammlung theologischer Lehrbücher.

Lehrbuch der Kirchengeschichte.

Von
D. W. Moeller.
III. Band.
Reformation und Gegenreformation.
Bearbeitet von
D. G. Kawerau,
Konsistorialrat und Professor an der Universität Breslau.
Zweite, verbesserte Auflage.
Gross 8. ca. M. 12.—. Gebunden ca. M. 14.50.

Demnächst erscheinen:

Sammlung gemeinverständlicher Schriften und Vorträge aus dem Gebiete der Theologie und Religionsgeschichte.

Bertholet, Lic. A., Professor in Basel, **Die israelitischen Vorstellungen vom Zustand nach dem Tode.** 8. M. —.80.

Bornemann, D. W., Professor in Basel, **Die Allegorie in Kunst, Wissenschaft und Kirche.** 8. M. 1.—.

Hell, D. Karl, Professor in Bonn, **Goethe's Stellung zu Religion und Christentum.** Kl. 8. ca. M. 1.—.

Wimmer, R., **Im Kampf um die Weltanschauung.** 13. und 14. Auflage. Kl. 8. Cartonirt ca. M. 1.45.

Die Gleichnisreden Jesu.

Von
Adolf Jülicher,
Professor der Theologie in Marburg.
Erster Teil.
Die Gleichnisreden Jesu im Allgemeinen.
Zweite, neu bearbeitete Auflage.
Gr. 8. ca. M. 7.—. Gebunden ca. M. 9.—.

Sammlung theologischer Lehrbücher.

Lehrbuch der alttestamentl. Religionsgeschichte.

Von
D. R. Smend,
Professor an der Universität Göttingen.
Zweite, verbesserte Auflage.
Gr. 8. ca. M. 12.—. Gebunden ca. M. 14.50.

Demnächst erscheinen:

Die
Wirkungen des Geistes und der Geister
im nachapostolischen Zeitalter bis auf Irenaeus.
Von
Lic. Dr. **Heinrich Weinel.**
Gross 8. ca. M. 6.—.

Die synoptische Frage.

Von
Lic. **Paul Wernle,**
Privatdocent der Theologie in Basel.
8. ca. M. 4.—.

Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments

in Verbindung mit
Lic. **Beer,** Professor **Blaß** und Lic. **Clemen** in Halle, Professor **Deißmann** in Heidelberg, Cand. **Fuchs** in Straßburg, Professor **Gunkel** in Berlin, Professor **Guthe** in Leipzig, Professor **Kamphausen** in Bonn, Professor **Kittel** in Leipzig, Dr. **Littmann** in Oldenburg, Professor **Löhr** in Breslau, Professor **Rothstein** in Halle, Professor **Ryssel** in Zürich, Lic. Pastor **Schnapp** in Dortmund, Professor **Siegfried** in Jena, Dr. **Wendland** in Charlottenburg
übersetzt und herausgegeben von
E. Kautzsch,
Professor der Theologie in Halle.
Vollständig in ca. 30 Lieferungen. Lex.-8. à M. —.50.
Elfte bis vierzehnte Lieferung.

W. Robertson Smith,
Die Religion der Semiten.
Autorisirte deutsche Uebersetzung aus dem Englischen
nach der zweiten Auflage der
„Lectures on the Religion of the Semites“
von
Dr. R. Stübe.
Mit **12 Abbildungen** im Text,
einem Vorwort von **Professor D. E. Kautzsch** und einem Anhang.
Dritte bis sechste Lieferung. Gross 8. à M. 1.—.
(Vollständig in ca. 8 Lieferungen.)

Zur gefälligen Beachtung!

Die Uebersetzung der **Apokryphen und Pseudepigraphen** wird den vorgesehenen **Umfang überschreiten, der angekündigte Subscriptionspreis von M. 15.— wird aber eingehalten.**

Die Religion der Semiten von **Smith-Stübe** wird in **acht** Lieferungen complett vorliegen.

Da für beide Werke nach Erscheinen der letzten Lieferungen **erhöhte Ladenpreise** vorbehalten sind, müssen die **Anmeldungen zur Subscription bald** erfolgen.

Grundriß der Politischen Oekonomie.

Von
Dr. **Eugen von Philippovich,**
Professor an der Universität Wien.
Zweiter Band, Erster Theil.
Volkswirtschaftspolitik I.
(Aus Handbuch des Oeffentlichen Rechts: Einleitungsband.)
Lex.-8. ca. M. 7.40. Gebunden ca. M. 8.40.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Leipzig, Querstr. 21. — Druck von Carl Marquart in Leipzig